Abriss der Geschichte der Mennoniten

Cornelius H. Wedel

Abriß

—der—

Geschichte der Mennoniten.

Drittes Bändchen:

Die Geschichte der niederländischen, preußischen und russischen Mennoniten.

Bearbeitet von

C. H. Wedel,

Professor an Bethel-College, einer mennonitischen Bildungs-Anstalt.

Newton, Kansas,

Schulverlag von Bethel-College,

1901.

A. Wiebusch & Son Prtg. Co., St. Louis, Mo.

Begleitwort.

Infolge verschiedener Umstände konnte das dritte Bändchen dieses Werkes eher als das zweite für den Druck fertig gestellt werden. Das zweite und ein viertes sollen folgen sobald wie möglich. Daß dieses Buch zunächst für die Schule bestimmt ist, dürfte auch hier wohl bemerkt werden. Es mußten sich aus diesem Zweck manche Eigenheiten desselben ergeben, — als: Übersichtlichkeit und gedrängte Darstellung; Vermeidung unnötiger Namen und Jahreszahlen, und Beschränkung auf die Hauptpunkte. Da es unserer Geschichtschreibung aber oft sehr an dem nötigen Quellenmaterial fehlt, so trägt auch dieses Werkchen einen fragmentarischen Charakter an sich. Sonst wird jeder Leser bald einsehen, daß wir auch aus der Geschichte unseres Volkes etwas lernen wollen. Es bildet daher dieses Buch bei aller Anerkennung seiner Vorzüge keine bloße Ruhmeshalle desselben. Wenn uns das Studium der Geschichte unserer Vorfahren und auch Zeitgenossen nicht lehrt, Fehler zu vermeiden und sittliche Lebensgüter zu erstreben, einen festen konfessionellen Standpunkt zu gewinnen, trotzdem aber versöhnliche Liebe und Hochachtung denjenigen entgegen zu bringen, deren Erkenntnisstandpunkt wir nicht teilen können, — die aber in der Hauptsache richtig sind: dann hat es wenig Wert.

Als die hauptsächlichsten Quellen dieser Darstellung führe ich neben allgemeinen Werken kirchen- und weltgeschichtlichen Inhalts folgende an:

Bracht, Märtyrerspiegel.

A. Brons, Ursprung, Entwicklung &c. der Taufgesinnten oder Mennoniten.

Carl H. A. v. d. Smissen, Geschichte und Glaubenslehre der Mennoniten.

Mannhardt, H. G., Jahrbuch der Altevang. Taufgesinnten.

Mennonitische Blætter. Eine Anzahl Jahrgänge.

Reiswitz, Freiherr von, Beiträge zur Kenntnis der Mennoniten-Gemeinden.

Mannhardt, Dr. W., Die Wehrfreiheit der Altpreußischen Mennoniten.

Ellenberger, J., Bilder aus dem Pilgerleben.

Klassen, M., Geschichte der wehrlosen, taufgesinnten Gemeinden.

Schœn, Das Mennonitentum in Westpreußen.

Crichton, Geschichte der preußischen Mennoniten.

A. Klaus, Unsere Kolonien. Aus dem Russischen übersetzt von J. Töws.

Epp, D. H., Die Chortitzer Mennoniten.

Hildebrandt, Peter, Erste Auswanderung der Mennoniten nach Süd-Rußland.

J. Prinz, Die Kolonien der Brüdergemeinde.

Gemeindeblatt der Mennoniten. Eine Anzahl Jahrgänge.

Dazu Aufsätze in dem Gemeinde-Kalender der süddeutschen Mennoniten, und einige ungedruckte Manuskripte.

Geschichte der Mennoniten in den Niederlanden.

I. Eine Blut- und Thränenperiode.

1.

Karl V. und Herzog Alba. Es lag in der Natur der Sache, daß die Niederlande den ganzen Haß des Kaisers Karl V. gegen den Protestantismus zu tragen hatten. Besonders auch das 1529 zu Speier erlassene Edikt gegen die Wiedertäufer sollte hier streng durchgeführt werden. Somit ließ er die Inquisition ihr blutiges Werk üben und an 30,000 Menschen wurden hier unter seiner Regierung um ihres Glaubens willen getötet. Vernichtet wurde freilich die neue Lehre damit nicht. Viele Regierungen der einzelnen Provinzen waren durchaus nicht eifrig in der Ausführung der blutigen Befehle. In den südlichen Landesteilen, z. B. in Flandern, ging es weit schärfer gegen die Ketzer her als in den nördlichen. In Ostfriesland neigte sich sogar die regierende Gräfin Anna dem reformierten Bekenntnis zu und das stimmte sie zur Milde auch gegen die Täufer. Der polnische Edelmann **Johann a Lasko,** der hier die reformierte Kirche einführte, unterschied auch zwischen den stillen Täufern und den Battenburgern und Joristen, und wollte erstere dulden. Weil aber die Gräfin unter dem kaiserlichen Statthalter stand, so erhielt sie scharfe Verweise wegen ihrer Nachsicht mit den Wiedertäufern, „diesen Feinden Gottes und der Menschen," und den strengen Befehl, dieselben aus dem Lande zu treiben. Niemand sollte ihnen Häuser oder Land verpachten, noch verkaufen, ja — niemand sollte sie beherbergen. Aber die Täufer hatten hier unter dem Adel viele Anhänger und Gönner und so wurde das Edikt nur sehr teilweise ausgeführt.

Philipp II. folgte 1555 seinem Vater auch in der Herrschaft über die Niederlande. Er ließ nun seine Schwester Margaretha v. Parma als Statthalterin über dieselben fungieren. Sie berief ihren Günstling, den Kardinal Granvella, an die Spitze der Inquisition. Der aber arbeitete nach dem Grundsatz: „Lieber eine Wüste, als ein Land voll Ketzer.“ Das Volk gerieth in Verzweiflung und setzte einen Aufruhr in Szene. Die Statthalterin versprach, die Inquisition aufzuheben. Damit aber war der König durchaus nicht einverstanden. Er sandte den **Herzog Alba** mit 10,000 Mann nach den Niederlanden und dieser wütete v. J. 1567—1673 in unmenschlicher Weise gegen die Protestanten. Als er abging, rühmte er sich, 18,000 Menschen um ihres Glaubens willen hingerichtet zu haben.

Besonders scharf war er hinter den **Mennoniten** her. In Ostfriesland hießen die Täufer so schon seit 1545 und auch in den andern Provinzen fand diese Bezeichnung der Gesinnungsgenossen Menno Simons Eingang. Da sie infolge ihres Fleißes meistens wohlhabend waren, so suchte er sich durch ihre Verfolgung zu bereichern. Somit erschien ein Blutbefehl nach dem andern gegen sie. Jeder, den man fing, sollte mit dem Tode bestraft werden; wer sie anzeigte, sollte den dritten Teil ihrer Güter erhalten; niemand sollte für sie um Gnade bitten; niemand, bei Strafe von 100 Gulden, sie nur beherbergen; ihre Kinder sollten sofort getauft werden. Unter ihm wurden allein in den Provinzen Holland und Seeland 111 Mennoniten hingerichtet. Es wurde daher diese Periode ihrer Geschichte mit Blut und Thränen geschrieben. (Osterzee.)

2.

Auswanderung. Weil die Verfolgung in den südlichen Provinzen, namentlich in Flandern, besonders heftig war, so wanderten viele von hier aus und ließen sich in

West- und Ostfriesland nieder. Als man sie aber auch dort verfolgte, da flohen Hunderte aus ihrem Vaterlande und zogen teils den Rhein hinauf nach Köln und andern Städten, oder sie benützten den regen Seeverkehr zwischen den niederländischen Häfen und den Küsten der Ostsee und flüchteten nach Hamburg, Holstein und besonders nach Westpreußen. Eine kleine Gruppe versuchte ihr Glück in England, wurde aber von dort zurück getrieben und erlitt den Märtyrertod. Die Auswanderung machte sich so fühlbar, daß im Jahre 1533 die Königin-Regentin ein Edikt erließ, in welchem sie gegen die stillen Täufer ein gelindes Verfahren anordnete, um der Entvölkerung des Landes vorzubeugen. Die Ausgewanderten wurden der Gegend, wo sie sich niederließen, zu großem Nutzen. So errichteten die Weber aus Flandern, welche sich zu Leer in Ostfriesland anbauten, daselbst ihre Webereien. Die nach Holstein und Preußen geflohenen Täufer betrieben in ihrer neuen, und damals meistens recht unwirtlichen Heimat, die Urbarmachung des Bodens.

3.

Hinrichtungen. Tausende von Mennoniten sind aber von der Inquisition ergriffen, gefoltert und hingerichtet worden. Im „Märtyrspiegel“ werden aus der Zeit von 1524—1600 an 800 mit Namen aufgeführt. Die meisten von diesen wurden jedoch in Gemeinschaft mit 2 bis 5 — ja 10 abgethan. Somit floß das Blut der Verfolgten in Strömen. Die Hinrichtungsart war grausam. Gewöhnlich wurden sie auf dem Scheiterhaufen lebendig verbrannt; nur zuweilen am Pfahl erst erdrosselt nud dann verbrannt. Manchmal befestigte man ihnen auch ein Säckchen mit Schießpulver an den Hals, das bald durch seine Explosion ihre Qualen abkürzte. Frauen und Mädchen wurden in großen Fässern, oder in Flüssen und Seen ertränkt. Manche legte man auch in offene Särge, schob ihnen eiserne

Riegel über die Brust und Beine und begrub sie dann lebendig. Schauerlich waren oft die Gefängnisse, in welchen sie liegen mußten; entsetzlich die Folterqualen, die man ihnen zufügte, um sie zu zwingen, die Namen ihrer Lehrer und Gemeindegenossen, sowie deren Aufenthaltsort anzugeben. Man setzte ihnen Schrauben auf Daumen und Schienbeine, verrenkte ihnen die Glieder, peitschte sie furchtbar, hing sie an den Daumen auf, während man ihnen schwere Gewichte an den Füßen befestigte. Damit sie auf dem Wege zur Hinrichtung nicht singen oder laut beten, oder gar zum Volke reden könnten, verbrannte man ihnen oft die Zunge mit einem glühenden Eisen und schraubte Stücke Eisen an dieselbe fest. Statt eines Scheiterhaufens schleppte man sie oft in eine Strohhütte, in der sie einen langsamen Flammentod zu sterben hatten.

4.

Einzelne Märtyrer. Tiefergreifend sind viele der Berichte von den Leiden und dem Todesmut der Glaubenszeugen. So heißt es z. B.: In Brabant wurden im Jahre 1550 zwei Männer und zwei Frauen verbrannt. Als man sie zum Tode führte, ermahnten sie die Leute, sich zu bekehren und fingen sogar an zu singen. Da setzte man ihnen einen Knebel in den Mund und ließ sie so sterben. Eine Frau, Maria, sang 1553 frohe Lieder auf dem Wege zur Hinrichtung. Sie sagte: „Ich bin eines Mannes Braut gewesen; nun soll ich Christi Braut werden und sein Reich ererben.“ 1562 wurde zu Utrecht ein Schneider verbrannt. Der Büttel ließ ihm vorher nicht einmal Zeit zum Gebet, sondern band ihm ein Säckchen mit Pulver um den Hals, würgte ihn grausam und zündete dann ein Bund Stroh an, das er ihm ins Gesicht hielt, so daß die Explosion des Pulvers seinen Tod herbeiführte. In Flandern wurde eine Frau, Ursula, von

ihren Kindern weggerissen und mit andern Frauen und Männern ins Gefängnis gesteckt. Als man ihnen sagte, die Männer sollten verbrannt und die Frauen lebendig begraben werden, da entsank den meisten der Mut. Ursula aber blieb fest, ließ sich ihren Säugling fortnehmen, und am Tage vor ihrer Hinrichtung hörte man sie in ihrer Zelle geistliche Lieder singen. Auf dem Todeswege band man ihr den Mund zu. Sie starb mutig in den Flammen.

Im Jahre 1571 wurden in Antwerpen sechs Männer und an dreißig Frauen durch Feuer und Wasser umgebracht. Eine Frau hing man an den Händen auf und peinigte sie, damit sie ihre Mitgenossen angebe. Aber sie verrieth keinen. Endlich füllte man ihr den Mund mit Pulver und verbrannte sie. In Amsterdam sollte ein junger Mann auch seine Brüder angeben. Als er es nicht that, hing man ihn an den Händen auf und schlug ihn furchtbar mit Ruten; dann goß man ihm üble Flüssigkeiten in den Mund und machte Feuer unter seinen Armen an. Aber er blieb treu und standhaft, bis ihn der Tod erlöste. Sehr rührend ist die Geschichte von einem Dirk Wilms zu Aspern, der 1569 seinem Verfolger über ein zugefrorenes Wasser entkam. Als letzterer aber einbrach, da eilte er zurück und rettete ihn mit Gefahr seines eigenen Lebens. Der Häscher wollte ihn nun gehen lassen, aber dessen Kommandant rief ihm zu, Wilms zu packen, und freudigen Glaubens erlitt er den Flammentod.

Der letzte Märtyrer in den Niederlanden war ein Dienstmädchen, Anna von dem Hoff, welches 1597 in Brüssel lebendig begraben wurde. Man ließ sie zwei Jahre im Gefängnis sitzen, und jesuitische Priester quälten sie mit Verhören. Aber ihre Standhaftigkeit war nicht zu erschüttern. So ließ man sie endlich in ein Grab legen, ihr zuerst die Füße mit Erde beschütten, und dann wurde

sie nochmals ermahnt, von ihrem Glauben abzustehen. Aber sie ließ sich nicht irre machen, obschon ihr die Jesuiten sagten, sie hätte das ewige Feuer in der Hölle zu erwarten. Sie sagte, daß sie in ihrem Gewissen ruhig und des ewigen Lebens versichert sei und sich auf das Leben im Himmel bei Gott und seinen Heiligen freue. Hierauf ließ man sie ganz mit Erde bewerfen und darauf herumtreten, bis ihr Geist entflohen war.

5.

Die Briefe, welche viele der Gefangenen aus dem Gefängnis an ihre Lieben schrieben, gewähren uns einen tiefen Blick in die Gesinnung, mit der sie mutig alle Verfolgungen erduldeten und dem Tode entgegen gingen. So schrieb ein Joh. Nikolaus an seine Kinder 1544: „Meine lieben Kindlein, dieses Schreiben hinterlasse ich Euch als mein Testament. Hasset alles, was die Welt und Eure Sinne lieben und liebt die Gebote Gottes. Glaubt nicht, was Menschen sagen, sondern was Euch das neue Testament gebietet. Seht nicht auf den großen Haufen, noch auf lange Gewohnheit, sondern auf das kleine Häuflein, welches um des Herrn Wort verfolgt wird; denn die Guten verfolgen nicht, sondern werden verfolgt. Gott der Vater, gebe Euch seinen heiligen Geist durch seinen geliebten Sohn Jesum Christum, der Euch in alle Wahrheit leiten wird. Ich, Euer Vater, habe dieses geschrieben, als ich um des Herrn willen im Gefängnis lag."

Aus dem Gefängnis zu Antwerpen schrieb ein gewisser Just an seine Lieben: „Meine Geliebten, ich befinde, daß ich Euch, so lange ich lebe, in meinem Herzen trage. Aber Gott liebe ich über alles; dem gebe ich Preis für seine Güte, die er an mir Schwachen beweiset. Hiermit will ich Euch dem gekreuzigten Jesu und dem Wort seiner Gnade befehlen. Lauters, mein Mitgefangener, grüßt Euch und alle in dem Herrn."

Ein gewisser Jakob Mosdach schrieb an seine Frau: „Meine liebe Susanne, laß uns doch Christum, unserm Bräutigam, treu bleiben bis an den Tod, damit wir hernach zusammen die Krone des Lebens empfangen mögen. Mein Gemüt ist unveränderlich, lieber zu sterben und wäre es auch morgen, als die Wahrheit zu verlassen. Und sollt ich auch noch lange in eisernen Banden liegen, so will ich doch gerne leiden um seines Namens willen. Der Herr giebt mir viel Geduld und es kommt mir vor, als wüßt ich nicht, daß ich im Gefängnis bin. Ihm sei gelobt und gedankt. Hiermit nehme ich Abschied von Dir. Geschrieben, nachdem ich 18 Monate in Ketten gelegen."

Besonders ergreifend ist das Testament einer Anneken von Rotterdam, welches sie kurz vor ihrer Hinrichtung für ihr noch nicht zwei Jahre altes Söhnlein niederschrieb. Sie sagt da: „Höre, mein Sohn, die Unterweisung Deiner Mutter. Siehe, heute gehe ich den Weg der Propheten und Apostel, um den Kelch zu trinken, den sie alle getrunken haben. O mein Sohn, führe einen heiligen Wandel, achte das nicht, was vor Augen ist, sondern suche das, was droben ist." Es beweisen solche Schreiben, wie sich der Herr diesen Stillen im Lande mitgeteilt und sich an ihnen verherrlicht hat.

6.

Verhöre und Debatten. Da die Gefangenen als solche, die von der römischen Kirche abgefallen waren, ihren Irrtum einsehen lernen sollten, so gaben sich oft die Richter viele Mühe mit ihnen, meistens jedoch ließ man jesuitische Mönche den Versuch machen, sie zu bekehren. Die aufgenommenen Protokolle solcher Unterredungen liefern nun ein Bild von den Irrtümern der römischen Kirche und dem Erkenntnisstandpunkt ihrer Träger, zeigen aber auch, wie allseitig oft die Gefangenen in der heiligen Schrift beschlagen waren, so daß die römischen Theologen ihnen gegenüber einen harten Stand hatten.

Recht charakteristisch für beide Seiten ist die Debatte zwischen einem Mönch **Bruder Cornelius** und einem **Jakob Roore,** einem Lichtgießer von Gewerbe, der aber in seiner Gemeinde als Lehrer gewirkt hatte. Der Mönch erweist sich als ein roher, unflätiger Geselle, der da mit bösen, lästerlichen Worten drein fährt, wo er keine Argumente hat. So heißt es denn: Br. C. Ich will sehen, ob ich euch bekehren kann von eurem falschen Glauben zu unserer Mutter, der heiligen, römischen Kirche.—J. Mit Erlaubnis, daß ich einen falschen Glauben habe, verneine ich, bekenne aber, daß ich von der babylonischen Mutter, der römischen Kirche, abgefallen bin zu der Gemeinde Christi. — Br. C. Ist's wahr, au, ha, heißt ihr die römische Kirche die babylonische Hure und eure teufliche Sekte die wahre Gemeinde Christi? Hat euch euer verdammter Menno Simon das gelehrt? — J. Das braucht uns M. S. nicht zu lehren; das steht klar in der Offenbarung Johannes. — Br. C. Ha, was wißt ihr von der Offenbarung? Auf welchen Universitäten habt ihr studiert? Auf dem Leineweberstuhl? Ich habe Jahre lang Theologie studiert und noch verstehe ich mich nicht auf die Offenbarung.—J. Deswegen hat auch Christus seinem Vater dafür gedankt, daß er es den Weisen dieser Welt verborgen und den Unmündigen geoffenbart hat. — Br. C. Ha, Gott hat es den Leinwebern, den Schuhflickern, den Besenmachern, den Strohdeckern und solchem Pack und lausigen Zeugs offenbart und vor uns Geistlichen verborgen, die wir studiert haben? Ha, ihr Wiedertäufer seid geschwinde Gesellen, die heilige Schrift zu verstehen. Ehe ihr getauft werdet, kennt ihr kein „a“, aber hernach könnt ihr lesen und schreiben. Ha, spielt der Teufel nicht damit, so versteh ich's nicht. Aber, laßt doch hören, warum das Sakrament der Taufe für die Kinder nicht nötig ist.—J. Christus spricht: „Wer glaubet und getauft wird, soll selig werden,“ also ist der Glaube nötiger als die Taufe.—Br. C. Ei, hinter welchem Grütz-

busch hast du denn das alles gelernt? Aber, was hältst du vom Papst, — kann er nicht die Sünden vergeben?—J. Nein, denn daß er diese Macht hat, das könnt ihr mit der heiligen Schrift nicht beweisen.—Br. C. Na, du verfluchter Wiedertäufer, der Schinder wird dir ein gutes Feuer unter den Leib anzünden, — ebenso werden es die leibhaftigen Teufel mit Pech und Teer thun, das soll dir geschworen sein. — In solchem Tone geht es weiter und es müssen solche Debatten den armen Gefangenen wahre Seelenqualen bereitet haben.

7.

Eine gewisse Schlangenklugheit im Verhör muß manche Fertigkeit und Gewandtheit der Gefangenen genannt werden, den direkten Fragen des Richters auszuweichen und gerade das nicht zu sagen, was er wissen wollte. Er wollte meistens nur wissen, ob der Betreffende sich habe taufen lassen; denn darauf stand nach den kaiserlichen Plakaten die Todesstrafe; Er forschte auch nach den Namen der Lehrer und anderer Täufer und deren Wohnungen, um weitere Verhaftungen vornehmen zu lassen. Geschickt wußten manche nun die eigentliche Sache zu umgehen. So wollte z. B. 1552 ein Richter aus einem Adrian Cornelißz den Aufenthaltsort des Predigers Gillis v. Aachen herausbringen. Er fragte also: „Kennst Du wohl Gillis v. Aachen?“ Cornelißz antwortete ganz einfältig: „Ich bin in meinem Leben nicht in Aachen gewesen.“ Einen gewissen Klaas de Praet in Gent fragte der Vogt: „Wo bist Du getauft?“ Antwort: „Zu Antwerpen.“ „In welchem Hause?“ — „In einem kleinen neuen Hause.“ „Was für ein Geschäft wurde da getrieben?“ „Ich sah dort keinen arbeiten.“ — „Wie viele wurden dort mit Dir getauft?“ „Wir waren zu dreien.“ „Wo waren die andern her?“ — „Ich habe sie nicht gefragt.“ „Was für ein Mann taufte Dich?“ — „Es schien mir ein guter, unsträflicher Mann zu sein.“ — So geht das

Fragen und Antworten weiter, ohne daß der Richter einen Schritt näher zum Ziele gelangt, und ohne daß der Gefangene das geringste gesagt hätte, was seine Brüder hätte in Gefahr bringen können.

In den Briefen der Gefangenen an ihre Freunde wird darum darauf hingewiesen, daß man besser einer über den andern nicht zu viel wisse, um gelegentlich einfach sagen zu können: „Ich weiß nicht.“ Es finden sich auch einige Beispiele von einer unrichtigen Ausweichung der Thatsachen, wie wenn ein Prediger auf die Frage des Richters, ob er Versammlungen geleitet habe, — antwortete: „O Herr, was sollte ich predigen?—aber wir werden vielleicht das Evangelienbuch gelesen haben.“ Die Gefangenen haben jedenfalls gemeint, solche Antworten und Ausflüchte verstießen nicht gegen die Wahrheit. In die Enge getrieben bekannten sie ihren Glauben und starben für denselben. Bei den Richtern aber setzte sich die Ansicht fest, daß den „Wiedertäufern“ schwer beizukommen sei, da sie schlau und listig seien. Diese sagten es jedoch frei heraus, daß sie sich verpflichtet fühlten alles zu sagen, was ihren Glauben angehe; das andere zu sagen, sei ihnen nicht von Gott befohlen. Viele erklärten denn auch auf gewisse Fragen sehr einfach: „das werde ich euch nicht sagen; thut mit mir, was ihr wollt.“ — Wir aber sehen, wie tief gewurzelt im Glauben sie sein mußten, um in solchen äußern und innern Kämpfen den Sieg davonzutragen.

8.

Der Unabhängigkeitskrieg der nördlichen Staaten der Niederlande, der um 1568 begonnen wurde, endigte mit der Befreiung derselben vom spanischen Joch. 1572 machten diese den edlen Wilhelm von Oranien zu ihrem erblichen Statthalter, so daß sie eine Art Republik bildeten mit einer monarchischen Spitze. Wilhelm von Oranien

zeigte viel Sympathie mit den Mennoniten, konnte sich aber nicht dazu entschließen, einer Religionsgemeinschaft beizutreten, welche das Recht nicht mit blanker Waffe verfechten wollte. Er nahm das reformierte Bekenntnis an und das von Rom frei gewordene Volk folgte ihm. Die südlichen Staaten, das heutige Belgien, blieben unter spanischer Herrschaft katholisch und hier dauerte auch die Verfolgung der Mennoniten fort bis zu Ende des 16. Jahrhunderts. Um diese Zeit hatten wohl die meisten das Land geräumt. In den nördlichen Provinzen erhielten sie eine gewisse Duldung; besonders **Wilhelm von Oranien** stand ihnen recht freundlich gegenüber, besonders auch, weil sie sich nicht weigerten, für den Unabhängigkeitskrieg ihr Geld herzugeben. So brachten sie einmal 10,000 Gulden für ihn zusammen. Im Jahre 1572 wandte sich der Prinz sogar an einen ihrer Lehrer und bat ihn, bei seinen Genossen für die Staatskasse zu kollektieren, — und dieser, ein gewisser Bogaert, hatte rechten Erfolg in der Sache. Dafür respektierte der Prinz die besonderen Bekenntnispunkte der Mennoniten. Als er im Jahre 1575 alle Bewohner Nordhollands zu den Waffen rief, da ließ er hinzufügen, daß die Mennoniten nur je einen Mann mit einem scharfen Spaten zu stellen brauchten. Ebenso rücksichtsvoll trat von 1584 an sein Sohn **Moritz** gegen sie auf.

Somit erhielten die niederländischen Mennoniten schon am Ende des 16. Jahrhunderts eine gewisse staatliche Anerkennung. Sie konnten sich nun in ihrem angestammten Lande kirchlich einrichten, sich selbständig entwickeln und ihre Geschichte übersehen, — Umstände, wie sie ihren Brüdern in Süddeutschland und der Schweiz so ziemlich ganz versagt waren.

II. Aeußeres Ergehen bis um 1648.

9.

Angriffe seitens der reformierten Prediger. Der Geist römischer Unduldsamkeit hatte bekanntlich in der reformierten Kirche weiten Eingang gefunden. Calvin, Beza und ihre Nachfolger waren größtenteils in den römischen Rechtsgrundsätzen hängen geblieben. Daher betrachtete auch die reformierte Geistlichkeit der Niederlande eine Gemeinschaft als nutzlos für den Staat, ja gefährlich, deren Glieder nicht schwören noch die Waffen tragen wollten. Als nun die Kommissäre der Generalstaaten 1577 zu Dortrecht zusammentraten, wurde ihnen eine Bittschrift der reformierten Prediger überreicht, in der eine Beschränkung der Freiheiten der Mennoniten verlangt wurde. Doch, es wehte in der reformierten Kirche auch der Geist der Milde, und namentlich Wilhelm von Oranien war liberaler Gesinnung und erklärte sich dahin, daß sich der Staat nicht die Herrschaft über die Gewissen anmaßen dürfe; die Reformierten wollten sich ja auch nicht von den Katholiken knechten lassen. Er legte der stillen Betriebsamkeit der Mennoniten nationalen Wert bei, schonte sie im Kriege und ließ ihr „Ja" an Eides Statt gelten.

10.

Disputationen. Trotz des liberalen Standpunktes des Prinzen und seines Nachfolgers fühlten sich die reformierten Pfarrer doch verpflichtet, jede Gelegenheit, die Mennoniten angreifen zu können, auszunützen und ihre Lehren als gefährliche Irrtümer hinzustellen.

Das sollte besonders auf großen Disputationen geschehen. Die Mennoniten gingen solchen Wortgefechten nun wohl gern aus dem Wege, hin und wieder mußten sie aber doch mitmachen. So kam es zu zwei großen Religionsgesprächen — zu **Emden** 1578 und zu **Leeuwarden** 1596. Auf beiden war ein gewisser **Peter v. Köln**, ein Prediger, der Hauptredner auf seiten der Mennoniten. Unter obrigkeitlichem Schutz disputierte er mit den gelehrten Theologen der Staatskirche über die seiner Gemeinschaft eigentümlichen Bekenntnispunkte. Besonders die Wehrlosigkeit derselben hatte er zu verteidigen. Es ließ sich nicht irre machen, so daß einer seiner Gegner ihm sagte: „Hättet ihr unsere Gelehrsamkeit, ihr würdet uns alles wegdisputieren." In der zweiten Disputation hatte er den gelehrten Acronius gegen sich, dem er unter anderm zurief: „Wir lassen uns lieber von der Geschichte, ja auch von Menno Simon verurteilen, als von der heiligen Schrift." Natürlich schrieb sich die reformierte Seite den Sieg zu und proklamierte, — vollständig sei Peter v. Köln auf Grund des Wortes Gottes besiegt worden. Daher warnte man vor ihm und seinen Lehren. Er wirkte zuletzt in Sneek.

11.

Heftigere Angriffe wurden von derselben Seite am Anfang des 17. Jahrhunderts auf die Mennoniten gemacht. Die Verbreitung einer Schrift Bezas, in der die Tötung der Ketzer verteidigt wurde, schürte die konfessionelle Gehässigkeit in solchem Grade, daß den Mennoniten die Versammlungen verboten, manche ihrer Prediger mit Geldstrafen belegt, ja einige sogar ausgewiesen wurden. So geschah es z. B. zu Leeuwarden. Ein Gesuch nach dem andern ging bei der Regierung ein, den Mennoniten das Taufen u. s. w. zu verbieten. An 50 Synoden der reformierten Kirche bekämpften sie in dieser Weise während des ganzen 17. Jahr-

hunderts, bis es denselben an treibenden Persönlichkeiten fehlte. Freilich, sie fanden nicht immer Gehör, indem viele Staatsbeamte die stille Wohlthätigkeit der Mennoniten kannten und ihren sittigenden Einfluß auf das allgemeine Volksleben hochschätzten.

12.

Sehr bescheidene Rechte waren es nur, deren sich die Mennoniten in dieser Zeit in den Niederlanden erfreuten, wenn sie auch im allgemeinen Glaubensfreiheit genossen. Sie waren oft auch jetzt noch genötigt, ihre Versammlungen in „Binnenkammers", in aller Stille, — oder wohl auch an der Küste, im Angesichte des Meeres abzuhalten. Sie hatten alle Staatsabgaben zu zahlen und somit auch die reformierte Kirche zu erhalten, welche doch alle Kirchengebäude und -güter der früheren römischen Kirche überkommen hatte. Daneben sorgten sie dann noch für ihren eigenen kirchlichen Haushalt. Aber auch hier waren sie überall eingeengt. Sie mußten ihre Ehen von den reformierten Pastoren einsegnen lassen und es dulden, wenn diese in ihre Versammlungen kamen, um sie von ihren Irrtümern zu bekehren. Diese wollten sie einfach zwingen, ihnen die Kinder zur Taufe zu bringen. Immer noch hieß es, die Mennoniten seien Genossen der Münsterschen Rotte. Selten oder nie nahm sich einer ihrer Gegner die Mühe, den wahren Sachverhalt zu prüfen. Es lag eben im Interesse der Staatskirche, eine von ihr abweichende Richtung in Bausch und Bogen zu verwerfen.

III. Innere Entwicklung bis um 1648.

13.

Stilles Bauen. Trotz all dieser Angriffe und Bedrückungen stand doch das innere Leben der Gemeinden in erfreulicher Blüte. Man lebte mehr nach innen als nach außen und pflegte eine stille aber praktische Frömmigkeit. Großen Wert legten die Gemeinden auf gründliche Kenntnis des Wortes Gottes. Das beweist besonders auch der Umstand, daß die in den Gemeinden gebrauchte, sogenannte **Biestken-Bibel** in den Jahren von 1562 bis 1720 in mehr als 50 Auflagen erschien. Biestken war ein Buchdrucker zu Emden und Glied der dortigen Mennoniten-Gemeinde. Die von ihm besorgte Bibelausgabe erweist sich als eng zusammenhängend mit dem Kodex Teplensis und der Übersetzung der Propheten von Denk und Hätzer. Sie ist wohl der letzte Ausläufer der Waldenserbibel und genoß deshalb unter den Gemeinden ein so hohes Ansehen. Erst im 18. Jahrhundert wurde sie durch die lutherischen und andere Übersetzungen verdrängt.

Still und geräuschlos scharten sich die Gemeinden um Gottes Wort. Orgel und Gesang war ihnen bei ihren Gottesdiensten verboten. Es zog somit nicht der äußere Kultus die Leute an, sondern die Gediegenheit der Erbauung und der Ernst des kirchlichen Lebens. Mit dem Bann hielten sich die Gemeinden rein von unlautern Elementen. Während sich die Staatskirchen mit einem Wall von Dogmen umschanzten, betonten die Mennoniten die Notwendigkeit eines heiligen Lebens. Das Christentum sollte sich im täglichen Thun und Lassen auswirken. Da sollte der Redlichkeit kein Makel anhaften; da sollte das gegebene Wort gelten; da sollte die Hoffart geflohen

und die Demut geübt werden. Die Mennoniten hätten ihre immerhin nur kümmerliche Duldung nicht genossen, wäre ihr bürgerliches Leben nicht so gediegen gewesen. Ihre Streitigkeiten schlichteten sie unter sich und jede Gemeinde hatte ihre Schiedsrichter. Somit hatten sie keine Verhandlungen mit der Polizei. Von den Staatsämtern blieben sie fern, weil sie es für unrecht hielten, ein Todesurteil zu verhängen. Infolge ihres Fleißes besaßen sie meistens Vermögen, was sie in den Stand setzte, weitgehende Mildthätigkeit zu üben.

14.

Spaltungen. In dem freien Verhältnis der Gemeinden zu einander und der allgemeinen konfessionellen Härte jener Zeit lag es begründet, daß sich so viele einzelne Richtungen bildeten, die sich gegenseitig befehdeten. Neben der 1556 eingetretenen Spaltung in zwei Lager bildeten sich weitere Trennungslinien. In denselben machten sich auch die Eigentümlichkeiten der Volksabstammung sehr geltend. Die **friesischen Gemeinden** trugen z. B. ihr den Friesen eigentümliches Selbständigkeitsbewußtsein des einzelnen auch in ihr Gemeindewesen hinein. Somit wollte sich der einzelne nicht viele Gesetze von der Gemeinde vorschreiben lassen, sondern selber denken und urteilen. In gewissem Gegensatz zu ihnen bildeten sich die **Flaminger.** Es waren dieses zunächst die aus Flandern nach Friesland Geflohenen. Da sie sich durch geschmackvolle Kleidung auszeichneten und sich auf ihre ausgestandene Drangsal etwas zu gute thaten, so wollten die Friesen sie nicht ohne weiteres in ihren Gemeindeverband aufnehmen, sondern sie erst näher kennen lernen. Das verletzte sie und so bildeten sie eigene Gemeinden. Da sie als Fabrikarbeiter an Befehle von oben gewöhnt waren, so räumten sie den Gemeindeversammlungen das Recht ein, über viele äußere Dinge Vor-

schriften zu entwerfen, die für den einzelnen verbindlich waren. So trug man nach Vorschrift den Bart, Heftel an den Röcken, Bänder an den Schuhen u. s. w. und sah hierin ein wesentliches Stück Christentum. Ihnen gegenüber entwickelten sich die **Waterländer,** die im Süden von Nordholland wohnten, welche Gegend damals Waterland hieß. Sie gestatteten der persönlichen Überzeugung den weitesten Spielraum und wollten nur die Bibel als Bekenntnis gelten lassen. Leendert Bouwens hieß sie „Dreckwagen." Dann gab es noch **oberdeutsche Gemeinden**, bestehend aus solchen, welche aus Deutschland eingewandert waren, die auch liberaler dastanden als die Flaminger. Gegen einander aber standen diese Richtungen so schroff da, daß man Ehen unter einander mit dem Banne bestrafte und wohl auch den noch einmal taufte, der von der einen Partei zur andern überging. Bald zerfielen auch die einzelnen Richtungen in noch weitere Abteilungen. So die Friesen in alte und junge oder schlaffe Friesen. Ebenso gingen die Flaminger auseinander. Sie führten die Fußwaschung als ein Stück kirchlicher Ordnung ein, gerieten aber darüber in Streit, ob es in der Kirche mit dem Abendmahl oder daheim zu üben sei, wie Menno Simon davon spricht, — in der Art, daß wenn Geschwister aus der Ferne kamen, der Hausvater dem Bruder und die Hausmutter der Schwester diesen Liebesdienst erwies — vor dem Schlafengehen, nach vorhergehendem Gebet. Einige Flaminger übten auch die Taufe durch Untertauchung. Man hieß sie Dompelaars. Auch wollten manche Flaminger nur das stille Gebet gelten lassen. So natürlich es war, daß man über solche Punkte verhandelte, so muß hier doch die Beobachtung gemacht werden, daß nicht die Hauptpunkte von den Nebenpunkten gesondert wurden und daß Rechthaberei und blinder Eifer viel zu weit das Wort führten.

15.

Eine strenge Kirchenzucht war um diese Zeit eine allgemeine Eigentümlichkeit der Gemeinde, wenn auch die liberaler Denkenden den „harten Bannern“ gegenüber standen. Wie weit sich der Bann erstrecken dürfe, war eine der wichtigsten Fragen. Die strengern Richtungen ließen ihn ohne weiteres das bürgerliche und eheliche Leben bestimmen. Der Umstand freilich, daß sich die Richtungen gegenseitig bannten, zeigt deutlich, wie sehr es den Gemeinden an einer richtigen Auffassung dieses Stückes kirchlicher Disciplin fehlte. In dieser Hinsicht hingen ihnen, wie Eierschalen, römische Anschauungen von einem Interdikt über ganze Länder u. s. w. an. In traurigster Weise wirkte sich das Mißverständnis des Ausspruchs Menno Simons aus: „Der Bann ist das Kleinod der Kirche.“

Andererseits zeigt freilich diese übertriebene Schärfe in der Kirchenzucht den großen sittlichen Ernst der Gemeinden, der in vielen Fällen einen wichtigen Grundsatz zum Ausdruck brachte. So wurde ein Mann mit dem Bann belegt, weil er eine Branntweinschenke hielt, in der zu viel getrunken wurde; ein anderer, weil er seine Schulden nicht bezahlte; eine Frau, weil sie nur um äußerer Vorteile willen der Gemeinde beigetreten war. Einzelne Fälle konnten ganze Gruppen von Gemeinden aufregen. So hatte ein Lehrer der Franecker Gemeinde, Namens **Vintgens**, sich bei einem Hauskauf Unredlichkeiten zu Schulden kommen lassen. Die Verhandlungen darüber zogen Gemeinden, wie die zu Groningen, Amsterdam und Köln in Mitleidenschaft, und es kam zu eigenen Konferenzen 1589 und 1590, die sich so ziemlich ganz damit beschäftigten. Schließlich blieb Vintgens verurteilt, — namentlich infolge der entschiedenen Stellung der Amsterdamer Gemeinde (flämisch) gegen ihn.

16.

Eine Zeit konfessioneller Kämpfe waren ja jene Jahre überhaupt. Man denke an die Streitigkeiten in der lutherischen Kirche, welche mit der Konkordienformel 1580 ihren Abschluß finden sollten; oder an die Verhandlungen in der niederländisch-reformierten Kirche, wo auf der Synode zu Dortrecht 1626 das entsprechende Glaubensbekenntnis festgesetzt wurde. Es war dieses Ringen nach Erkenntnis eine wertvolle Arbeit, wenn man darin auch zu weit ging und in manchen Fällen das schon in abschließender Weise festsetzte, was viel besser weiterer, freier Forschung hätte anheim gegeben werden sollen. Handelte es sich nun bei den andern protestantischen Kirchen um weitgehende Dogmen und um genaue Fassnng subtiler Lehrsätze — also mehr um die **Lehre,** — so stritten die mennonitischen Gemeinden darüber, wie die allgemeinen Grundsätze des christlichen Glaubens und Lebens auf die einzelnen Dinge des täglichen Thuns und Treibens anzuwenden seien. Es handelte sich bei ihnen um das christliche **Leben.** Schade nur, daß auch hier so oft die Waffen des Geistes mangelten und blinder Parteihader den Streit führte.

17.

Vereinigungen. Einen sehr erfreulichen Gegensatz zu all den Zerwürfnissen und Fehden der Gemeinden untereinander bilden die Vereinigungsbestrebungen, welche zur selben Zeit von der innern Einheit des Geistes untereinander Zeugnis ablegen. Die Gemeinden standen sich innerlich viel näher als sie das wußten. Wie wenig Sinn lag oft in ihrem Bann! Ist doch Dirk Philipps sowohl von den Friesen als auch von den Flamingern in den Bann gethan worden, — wegen Ansichten, die den Grund der Seligkeit gar nicht berühren. Kein Wunder, daß man auch nach Vereinigungspunkten strebte. Und die fand man zunächst auf dem Gebiet des praktischen Christentums.

Schon **1560** verbanden sich die Gemeinden der Städte Leeuwarden, Franecker u. a. in Friesland, um die zu ihnen flüchtenden Flamländer zu unterstützen, — und dann ihren gegenseitigen Verkehr und die Anstellung ihrer Prediger zu regeln. Der Bund zerfiel leider wieder, weil einige meinten, man hätte am Bund mit Christo genug. Das entmutigte einen Bruder, Janszoon, derart, daß er die Gegend verließ und südlich zog, wo ihn die Inquisition den Scheiterhaufen besteigen ließ. **1579** ging eine ähnliche Vereinigung in Emden von einem gewissen Hans de Ries aus. In der betreffenden Urkunde sprach man es offen aus, daß man niemanden wegen verschiedener Ansichten in Nebensachen verurteilen wolle. **1639** wurde dann die in Westfriesland eingegangene Vereinigung wieder aufgenommen, besonders durch die Bemühungen eines Predigers — Pieter Jans Twisk. **1647** traten 41 waterländische Gemeinden zusammen und **1649** schlossen 32 flämische Gemeinden ebenfalls eine Verbindung. So fanden sich zuerst die Gemeinden der einzelnen Richtungen zusammen, um sich zu bauen und zu fördern. Damit legte man aber auch den Grund zu allgemeinen brüderlichen Beziehungen zu einander.

18.

Zwei Männer machten sich um dies Friedenswerk hoch verdient. Der erste ist **Lübert Gerrits.** Er war 1535 geboren und wirkte zu Hoorn. Er gehörte anfänglich zu den strengen Flamingern, ging aber zu den Friesen über und vertrat deren liberalere Ansichten, besonders bezüglich des Bannes. Der zweite ist **Hans de Ries,** geboren 1533 zu Antwerpen. Erst 23 Jahre alt, brach er mit der römischen Kirche und schloß sich zuerst den Reformierten an, ging aber zu den Täufern über und vereinigte sich hier mit den Waterländern, die keine Ehemeidung übten. Von Beruf war

er Kaufmann. Nur mit Not entging er dem Märtyrertode. Er flüchtete nach Emden, wo er 1579 eifrig an der Vereinigung der Gemeinden arbeitete. Man hatte ihn bald nach seiner Taufe zum Prediger gewählt. Mit seinem Busenfreund, Lübert Gerrits, arbeitete er 1610 ein Glaubensbekenntnis aus, das allen folgenden zur Grundlage diente. Er wirkte in Emden, Amsterdam und 40 Jahre zu Alkmar, wo er 1638 heimging. Von ihm stammt auch das erste mennonitische Gesangbuch.

19.

Die Vereinigungspunkte betreffen teils Glaubens-, teils Sittenlehren. So heißt es in der Urkunde von 1579, man wolle es mit der Taufe, dem Bann und dem Abendmahl halten, wie Christus und die Apostel sich darüber ausgesprochen haben. Über die damals in mennonitischen Kreisen als sehr wichtig angesehene Frage betreffs der Weise, wie Christus in das Fleisch gekommen sei, hieß es, — man wolle sich an die Schrift halten, da eine Ansicht darüber doch kein Glaubensartikel sei. Sehr bezeichnend für den damaligen sittlichen Standpunkt der Gemeinden ist der Vertrag vom Jahre 1639 in 12 Artikeln. Es heißt in denselben, man wolle über Glaube und Sitte wachen; für den Predigtdienst sorgen, — ebenso für die Armen, dann darauf sehen, daß vor einer Wiederverheiratung den Kindern ihr Vermögen gesichert werde; Jünglinge und Jungfrauen sollen nicht zu frei miteinander verkehren, und nicht ohne Erlaubnis der Eltern und Vormünder heiraten; vor großartigen Hochzeiten soll man sich hüten. Beim Handel soll man aus den Wirtshäusern bleiben und sich namentlich vor geistigen Getränken in acht nehmen und dem Tabak. Das Geschäft soll reel geführt werden, so daß man seine Schulden bezahlen kann. In der Kleidung soll unnötiger Luxus vermieden werden, ebenso beim Bauen von Häusern und

Schiffen; auch dürfen letztere kein Geschütz führen. Brüder und Schwestern, welche verziehen, sollen mit einem Zeugnis versehen werden. Insonderheit soll man nicht unterlassen, einander wegen ungeziemenden Wandels zu ermahnen. Man wird doch wohl sagen müssen, daß solche Vereinbarungen den friesischen Gemeinden ein gutes Zeugnis ausstellen und ihrem kirchlichen Standpunkt alle Ehre machen.

20.

Glaubensbekenntnisse. Obgleich die Mennoniten im ganzen auf irgendwie wissenschaftlich ausgearbeitete Glaubensbekenntnisse nicht drangen, sondern einfach die Schrift reden lassen wollten, so fanden sie sich doch genötigt, in kurzen Darstellungen dasjenige zu bezeichnen, was ihnen in der Schrift wesentlich wichtig sei und an welche Erkenntnispunkte sie die Zugehörigkeit des einzelnen zur christlichen Kirche und insonderheit zu ihrer eigenen Richtung in derselben gebunden wissen wollten. Der christliche Glaube drängt ja zum Bekenntnis, um Gemeinschaft der Gläubigen untereinander zu bilden. Man mußte auch die Unterscheidungspunkte festsetzen, welche den Anschluß an die reformierte Kirche verboten. Manche Mennoniten, wie die **Waterländer**, hatten eine Art Horror vor solchen Schriftstücken, welche nicht nur zwischen Christen und Ungläubigen, sondern auch Christen und Christen trennende Linien zogen. Das "damnamus"*) alle Ketzer u. s. w. im Tridentinum und "damnant"†) — alle Anabaptisten u. s. w. in der Augustana, ebenso die scharfen konfessionellen Zwiste im eigenen Lande machte sie mißtrauisch gegen scharfe dogmatische Bestimmungen. Mit ganzem Herzen umfaßten sie die 1555 in Straßburg gegebene Erklärung der Synode der süddeutschen Täufer, — niemanden wegen Ansichten zu verdammen, an welche Gott nicht ausdrücklich die

*) Wir verdammen. †) Verdammt sind.

Seligkeit gebunden hätte. Darum war ihnen Menno Simon mit seiner scharfen Polemik auch so unsympatisch, daß sie es durchaus nicht leiden wollten, nach seinem Namen genannt zu werden. Sie nannten sich lieber „Taufgesinnte“—Doopsgesinde —, freilich, eine sehr inhaltlose Bezeichnung. Daß sie schließlich der kirchlichen Verflachung anheim fielen, ist begreiflich. Richtiger gingen die andern darin, daß sie eine gewisse Notwendigkeit für die Aufstellung von Glaubensbekenntnissen gelten ließen. Daß dieselben trennen, ist ja nicht zu vermeiden, denn das liegt ja im Wesen des Christentums begründet. Aber ihr erster Zweck ist doch der, — zu verbinden und zu einigen. Schade ist es ja, daß damals und auch heute die Trennungslinien oft zu eng und zu scharf gezogen wurden und werden. Das älteste gedruckte Glaubensbekenntnis wurde von den genannten Lübert Gerits und Hans de Ries verfaßt. Es erschien 1581 in 40 Artikeln. Ein weiteres entstand 1591 zu Köln unter der Bezeichnung „das Kölner Concept.“ 1627 erschien ein anderes zu Amsterdam unter dem Titel: „Der Ölzweig.“ Im Märtyrerspiegel findet sich sodann eines ohne Jahresangabe, das jedenfalls auch aus dieser Zeit stammt. Das bedeutendste wurde das 1632 zu Dortrecht, in 18 Artikeln abgefaßte, das hier von den Ältesten und Lehrern von 17 Gemeinden, meistens flämischer Richtung, unterzeichnet wurde. Es ist später von den preußischen, elsäsischen und dem größten Teil der amerikanischen Mennoniten angenommen worden und verdient darum genaues Studium.

21.

Die kirchliche Versorgung der Gemeinden lag zunächst in den Händen der Ältesten und Lehrer, dann der Diakonen. Erstere versahen den Dienst am Wort. Nach Röm. 12, 7 und 8 unterschied man zwischen solchen, welche bloß den Beruf hatten, zu ermahnen und denen, welche dazu

noch die heiligen Handlungen, Taufe und Abendmahl, zu verwalten hatten. Ob in dieser Ordnung ein Rest waldensischer Einrichtung vorliegt oder ein Stück römischer Rangordnung, ist nicht mehr nachzuweisen. Doch scheint jede Gemeinde bald selbständig dagestanden zu haben, so daß sich ein Bischofsamt im Sinne des römischen Begriffs dieser Würde nicht herausbildete. Von einer wissenschaftlichen Vorbildung für das Predigtamt sah man ab, zunächst weil in den Zeiten der Verfolgung keine passenden Einrichtungen dafür getroffen werden konnten und auch wohl aus dem Grunde, daß Menno Simon in seinen Schriften darauf nicht gedrungen hatte. In diesem Stück wich man von den Waldensern ab, von denen freilich die meisten auch wohl wenig wußten. Überhaupt sollte der Predigtstand nichts Amtliches an sich haben und darum fiel jegliche Besoldung desselben weg. Der Prediger war ganz und gar ein „Liefdepreeker“, d. h. „Liebesprediger“. Im ganzen imponierte den Gemeinden die theologische Gelehrsamkeit der reformierten Geistlichen jener Zeit wenig, da sie den Eindruck hatten, daß dieselbe mehr dogmatischem Gezänk diene als der Befestigung in der biblischen Erkenntnis. Fanden sich die mennonitischen Prediger aber in der Lage, die Eigentümlichkeiten ihrer Richtung verteidigen zu müssen, dann fühlten sie tief den Mangel wissenschaftlicher Kenntnisse. Um so allseitiger machten sie sich in der Bibel heimisch und legten ihren Zuhörern die Mahnungen zu einem heiligen Leben ans Herz, — so daß es üblich wurde, von einer eindrucksvollen Predigt eines Staatspfarrers zu sagen: „'T was, of we een Mennisten Vermaner hoorden," d. h. „Es war, wie wenn wir einen mennonitschen Vermahner hörten.“ In den meisten Fällen waren die Diener am Wort in ihrer Art tüchtige Männer, deren persönliche Frömmigkeit und selbstloses Wirken tiefen Eindruck machte. Einer der hervorragend-

sten Prediger dieser Zeit war **Cornelius Claas Anslo** zu Amsterdam † 1646, dessen Bild von dem berühmten niederländischen Maler Rembrandt gemalt wurde und das der Vorstand der Berliner Gemäldegallerie 1894 für 25,000 Dollars angekauft hat.

Die Bedeutung dieses Zeitraums in der Geschichte der niederländischen Mennoniten, sowie für den größten Teil der mennonitischen Gemeinschaft überhaupt, ist entscheidender Art. Was im Schoße der niederländischen Gemeinden in dem Zeitalter der Verfolgung derselben und der ersten Zeit der Ruhe an kirchlichen Linien und Ordnungen, ja an Ansichten und Sitten festgesetzt wurde, das nahmen die Flüchtlinge nach Holstein und Preußen mit oder paßten sich denselben an; von letzterem Ort aber nahmen die Auswanderer nach Rußland die von den Vätern überkommenen Einrichtungen mit. Durch die Vermittlung der Schriften von M. Simon und D. Philipps und dann des „Märtyrerspiegels" bildeten später auch die amerikanischen Mennoniten ihre konfessionellen Eigentümlichkeiten nach dem niederländischen Muster. Der Erkenntnisgrad der niederländischen Gemeinden dieser Zeit und ihre äußere Erscheinungsform stand gleichsam Modell für die spätere Entwicklung der Gemeinden auch in andern Ländern. Wie viel Gemeinsames findet sich unter ihnen! Da ist die Anstellung der Prediger ohne Vorbildung und Gehalt und ihre Einteilung in Älteste und Ermahner; dann der Umstand, den Gottesdienst ohne Orgel oder geschulten Gesang abzuhalten; das Gebet so oft nur still zu üben; in vielen Gemeinden aus der Fußwaschung einen wesentlichen Teil der Abendmahlsfeier zu machen; ebenso — ganze Gemeinden mit dem Bann zu belegen; gegen andere Konfessionen oft zu schroff dazustehen und von der theologischen Gelehrsamkeit sehr wenig zu halten; oder auch die Neigung, lieber die Weltflucht zu üben, als seinen

Einfluß im bürgerlichen Leben geltend zu machen. Manche dieser Züge entsprachen ja den besonderen Zeitumständen des 16. Jahrhunderts und hätten später leicht etwas geändert werden können, als die Verhältnisse anders geworden waren. Aber sie hatten ihr Gepräge in den Tagen der Märtyrer erhalten und das gab ihnen einen gewissen geweihten Charakter. Am ersten rüttelte man in den niederländischen Gemeinden an ihnen und unterzog manche einer gewissen Weiterbildung, während sie bei den andern Gemeinden noch lange feststanden. Man kann daher diese Zeit für die ganze mennonitische Gemeinschaft eine **normative Periode** nennen.

IV. Äußeres Ergehen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

23.

Bedeutende Männer. Obschon die Mennoniten um 1650 nur eine dürftige staatliche Duldung genossen, so sehen wir sie doch sich von dieser Zeit an in einer Art entwickeln, welche ihnen auch nach außen hin mehr und mehr Achtung eintrug. Sie traten langsam aus ihrer zurückgezogenen Stellung heraus und beteiligten sich an dem gesunden Kulturfortschritt jener Zeit. Namentlich brachte es die Stellung der Stadtgemeinden mit sich, daß sie sich mit den allgemeinen Zeitideen befassen mußten und der bei ihnen gepflegte, gesunde Sinn des praktischen Christentums hieß sie da, sich in segensreicher Weise geltend zu machen. So kam es, daß um diese Zeit eine Anzahl wissenschaftlich gebildeter Männer aus ihren Reihen hervorgingen. Manche von diesen versahen neben ihren wissenschaftlichen Bestrebungen den Predigtdienst an den Gemeinden. So war ein gewisser **Roscius**, Doktor der Medizin und Prediger der waterländischen Gemeinde zu Hoorn; ein **A. von Dale**, Arzt und Prediger zu Haarlem; zwei Gebrüder **Bidloo** waren berühmte Ärzte, — einer von ihnen sogar Leibarzt Peters des Großen; ein gewisser **Schabalje** schrieb ein wertvolles Leben Jesu; ein **Adrian v. Enghem**, ursprünglich Fabrikant, studierte mit besonderem Erfolg die alten Sprachen und verwertete seine Kenntnisse im Predigtamt. Andere aus ihren Reihen wurden berühmt als Maler, Dichter und Übersetzer von klassischen Werken des Altertums.

24.

Die Angriffe der reformierten Geistlichkeit dauerten trotzdem fort und wurden am Schluß des 17. Jahrhunderts sogar besonders heftig. Die freie, vom Staate unabhängige Stellung der Mennoniten schien ihnen für die

Entwicklung gefährlicher Irrlehren, besonders der socinianischen, äußerst günstig. Somit fühlten sie es als ihre Pflicht, die staatlichen Behörden zu ersuchen, sie möge doch die Sekten überhaupt im Zaum halten und besonders den Mennoniten das Erbauen von Vermaningen (Kirchen) verbieten. In Westfriesland besonders hatten sie Erfolg. Da erschienen strenge Plakate gegen die Quäker, Dompelaars u. s. w. Unter diesen und auch unter den Mennoniten gäbe es Läugner der Dreieinigkeit hieß es; wer nun solche anzeige, der solle 25 Gulden erhalten. Die Häretiker aber sollten des Landes verwiesen werden. Wahrscheinlich wird bei der gehässigen Stellung der reformierten Pfarrer gegen die Mennoniten auch ein gewisser Neid auf ihre staatliche Unabhängigkeit mit untergelaufen sein.

25.

Gute Zeugnisse für die Mennoniten. Die meisten Provinzialbehörden zogen jedoch das gebotene Vorgehen gegen die Gemeinden in die Länge und so gingen diese in den meisten Fällen ihren Weg ruhig weiter. Zudem hatten sie die Genugthuung, daß sie von weitblickenden, urteilsfähigen Leuten aus dem Lager ihrer Gegner zum Teil glänzend verteidigt wurden. So erklärte sie der friesische Rechtsgelehrte **Huber** für friedliche, fleißige, genügsame Bürger, welche in Zeiten der Not den Staat durch Geldbeiträge unterstützten. Ein anderer sagte: „Die Mennoniten sind die ehrlichsten Leute von der Welt; sie trachten nach keinen Ehrenämtern; sie hindern keinen in seinen Kunstbestrebungen; sie sind bei ihrer Wehrlosigkeit besser als Soldaten. Sie wollen keinen Eid schwören; desto besser. Das Ansehen der Richterstühle leidet nicht darunter. Das einfache „Ja“ ist ihnen heiliger als andern der Eid.“ Ein gewisser **Bentheim** bezeugte: „Man hält diese Leute wegen ihres großen Fleißes und ihrer großen Sparsamkeit für Honigbienen des Staates und fürchtet sie nicht.“

26.

Die kriegerischen Zeiten des 17. Jahrhunderts waren auch sonst der Ketzerriecherei nicht recht günstig, weil der Staat endlose Mittel brauchte und bald bei den Mennoniten um besondere Geldbeiträge 'einkam und sich ihnen damit verpflichtete. Diese aber gaben her, was sie hatten. So machte man bei denen in Westfriesland eine Anleihe von 500,000 Gulden und doch hatten gerade damals viele durch den Verlust ihrer Schiffe schwer gelitten. Aber, wo ihnen ihr Erkenntnisstandpunkt keine Linien zog, da halfen sie nach Kräften mit, des Staates Wohl zu fördern. Sie sandten dem Heere Proviant zu und bei der Belagerung von Groningen durchzogen die dort wohnenden Mennoniten die Stadt und löschten die Brände. Mit ihrem Prinzip der Wehrlosigkeit gerieten sie da oft in große Schwierigkeiten, da demselben die Durchbildung fehlte. Sie beteiligten sich ja an den militärischen Operationen, nur daß sie die Waffe nicht in die Hand nahmen. War das der Anordnung Christi entsprechend? Das war die Frage. Ihre Gegner beschuldigten sie auch der Inkonsequenz gegenüber ihrem Bekenntnis und erfanden Geschichten, welche beweisen sollten, wie schlau sie es anzufangen wußten, wehrlos zu sein, — z. B. daß ein Mennonit zu Hoorn von der Mauer auf die anstürmenden Feinde einen Stein geschleudert habe mit den Worten: „Freunde, nehmt euch da unten in acht; ich konnte den Stein nicht länger halten!“ Immerhin erkauften die Mennoniten ihre Befreiung vom Waffendienst mit schweren Opfern und verschafften sich auch sonst bei ihrer Regierung Achtung, daß ihnen dieselbe bei der Obrigkeit in der Schweiz 1660 und später ein glänzendes Zeugnis ausstellte. Im Jahre 1672 wurde ihnen denn auch erlaubt, ihre Ehen von ihren eigenen Predigern einsegnen zu lassen und ihren Gemeinden Legate zu vermachen.

V. Bewegungen in den Gemeinden in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

27.

Wohlstand und Bildung. In Verbindung mit dem äußern Fortschritt des Landes gestalteten sich auch die äußern Verhältnisse der Mennoniten recht günstig. Ihr Fleiß und ihre Sparsamkeit verhalfen ihnen zu Wohlstand und Reichtum. Das bewirkte bei vielen im Laufe der Zeit manche Veränderung in Sitte und Lebensweise. Die alte Einfachheit und oft Dürftigkeit machte bequemen Einrichtungen Platz. Man stemmte sich wohl gegen unsinnigen Luxus, fand aber in einer soliden und netten Ausstattung der Wohnungen und in geschmackvoller Kleidung nichts Unrechtes. An Bällen, Theatern u. s. w. beteiligten sich die Mennoniten nicht, dafür machten sie es sich und ihren Kindern daheim gemütlich. Es war freilich nicht leicht, den aus Frankreich herüberkommenden Geist des Luxus und der Eitelkeit abzuwehren und in manchen städtischen Familien bürgerte sich durch ihre nach außen hin gehenden Verbindungen ein Ton ein, der von dem demütigen Charakter der Väter bedeutend abwich. Aber auch hier wirkten die alten gesunden Anschauungen fort. Man kleidete sich weniger nach der Mode als vielmehr gut, solid und passend, so daß es sprüchwörtlich hieß: „Die Mennoniten sind durch und durch fein“ — "Mennisten enfign." Sehr natürlich wurden die Töchter der mennonitischen Familien bald sehr begehrenswerte Partien und daraus erwuchs eine nicht leichte Sorge für die Gemeinden, nämlich, den Verkehr nach außen hin in entsprechender Weise zu bilden.

28.

Der Märtyrerspiegel. Um sich ihrer kirchengeschichtlichen Stellung bewußt zu bleiben und namentlich dem jüngeren Geschlecht das mit Blut besiegelte Erbe ihrer Väter wichtig zu machen, zeigte sich vom Anfang des 17. Jahrhunderts an großer Eifer in den Gemeinden in der Fertigstellung und Herausgabe jenes großen, ehrwürdigen Folianten, der bald unter dem Titel: „Märtyrerspiegel" seinen Weg in Hunderte von Familien fand und mit Recht als ein Archiv der Glaubenszeugnisse der Väter verehrt wurde. Die Geschichte der Entstehung desselben bildet ja ein Kapitel für sich, dessen Anfänge bis in die ersten Jahre der Täuferbewegung in den Niederlanden hinabreichen. Auf losen Blättern wurden da die Berichte von den Verfolgungen der Täufer, ebenso ihrer Verhöre und ihres Endes aufgeschrieben, — ebenso ihre letzten Briefe, Ermahnungen und Gebete. Unter Thränen wurden sie gelesen und wie kostbare Kleinode gehütet, da die spanische Inquisition hinter denselben her war, um sie zu vernichten. Sie hielten ja den Mut der Verfolgten aufrecht und warben der Sachen neue Genossen. Schon im Jahre 1562 erschien eine Sammlung dieser Blätter im Druck und bald folgten davon mehrere Auflagen. Als dann die Zeiten ruhiger geworden waren, sammelten die Gemeinden weiteres Material, namentlich in Flandern, aber auch in Süddeutschland und der Schweiz. Insonderheit hat sich der erwähnte **Hans de Ries** um die weitere Bearbeitung des Werkes große Verdienste erworben.

Leider waren die Gemeinden so in ihrem Parteistandpunkt verfestigt, daß sie das edle Werk zu einer Parteischrift herabwürdigten. Die strengen Friesen und Flaminger konnten es den Waterländern nicht gönnen, daß einer aus ihren Reihen die längst gewünschte vergrößerte Ausgabe des Buches besorgt habe und daß auch

diese so zahlreich unter den Märtyrern vertreten seien; tauften doch die Friesen und Flaminger jeden noch einmal, der von den Waterländern zu ihnen übertrat. Sie druckten nun schnell das Werk einfach ab und fügten demselben ihr Glaubensbekenntnis als das eigentlich mennonitische bei, so daß die Märtyrer alle als Glieder ihrer Richtung erschienen.

Die jetzt bekannte Ausgabe des Folianten stammt von **Tileman von Bracht**, Prediger zu Harlem, unter dessen Aufsicht dieselbe **1659** gedruckt wurde. Bald folgten deutsche Übersetzungen — in Deutschland und in Amerika. Das Werk, namentlich der erste Teil, zeigt eine weitgehende Kenntnis der Bearbeiter desselben auf dem Gebiet der Kirchengeschichte. Die treffliche Vorrede stammt vielleicht von Ries. In derselben wird das in den Gemeinden eingerissene weltliche Leben sehr ernst gerügt und wir dürfen wohl annehmen, daß die warnende Stimme nicht umsonst erklungen ist.

29.

Die Kollegianten. Bedeutender Einfluß auf die mennonitischen Gemeinden, namentlich in den Städten, übten die sogenannten Kollegianten-Vereine aus. Diese Richtung war unter den Remonstranten durch fünf Brüder „von der Kodde“ gestiftet worden. Da die Remonstranten keine staatlichen Rechte und ihre Prediger keine Erlaubnis zur Ausübung ihres Amtes erhielten, so begannen die Genannten freie Versammlungen abzuhalten, in denen jeder reden durfte. Leider entwickelten sie schließlich eine förmliche Verachtung des Predigtamtes. Seit 1620 tauften sie aber ihre Gesinnungsgenossen durch Untertauchung zur Aufnahme in die allgemeine Kirche. Von einem bindenden Glaubensbekenntnis wollten sie nichts wissen. Die ersten Taufen wurden zu Rynsburg, bei Leiden, vollzogen, wo noch heute das betreffende große Taufbassin gezeigt wird.

Daher hießen sie auch die Rynsburger, oder auch Dompelars, d. h. Eintaucher. Von einem ihrer Prediger empfing ein gewisser Blount, ein Anhänger der Baptisten in England die Untertauchungstaufe, die dann von 1641 an von dieser Richtung als allein berechtigte Taufform geübt wurde.

In den Versammlungen der Kollegianten trafen sich Christen verschiedener Richtungen, und auch viele Mennoniten suchten dort Befriedigung ihres weitern Erkenntnisdurstes. Die alten Flaminger freilich eiferten sehr gegen den Umgang mit so freisinnigen Leuten und thaten solche sogar in den Bann, welche dort beständig verkehrten. Ganz unrecht hatten sie nicht; denn bei der ungezügelten Redefreiheit konnten in diesen Zusammenkünften leicht gefährliche Irrtümer vorgetragen werden. Da die Flaminger aber keinen Ersatz dessen zu bieten vermochten, was bei den Kollegianten durch den freien Verkehr mit Predigern, Studenten und gebildeten Christen geboten wurde, so hatten ihre Proteste keine dauernde Wirkung. Viele mennonitische Prediger aber und solche, die es werden wollten, lernten in diesen Versammlungen über biblische Wahrheiten denken und sprechen wie in einer Anstalt und so wurden die Kollegianten den Mennoniten zum großen Segen.

30.

Gebildete Prediger. Es war ganz natürlich, daß die Ansprüche der Gemeinden an ihre Prediger steigen mußten, je mehr bei ihnen durch den Verkehr mit andern Richtungen und infolge weiterer Bildung im allgemeinen die Bedürfnisse nach weiterer, ja oft wissenschaftlicher Belehrung wuchsen. Ebenso kam man so mit den Liebespredigern nicht immer aus, weil sich unter den Begüterten nicht immer die passenden Männer fanden, welche im Predigtamt zu dienen fähig waren. Namentlich in den Stadtgemeinden bahnte

sich um die Mitte des 17. Jahrhunderts ein Umschwung der Dinge an. Bei vielen wurde eine entsprechende Weiterbildung der bisherigen Einrichtung in dieser Hinsicht im Anschluß an die veränderten Zeitbedürfnisse zu einem Stück Notwendigkeit. Andere dagegen hielten zäh am Alten fest und so war eine Art Krisis unvermeidlich. Der Verkehr des gebildeten Teils der Gemeinde mit den Kollegianten trug wesentlich dazu bei, die konservativen und liberalen Elemente zu einem Zusammenstoß zu bringen.

31.

Lammisten und Sonnisten. Die Krisis kam in der flämischen Gemeinde zu Amsterdam, welche wegen des Zeichens eines Lammes in dem Giebel ihrer Kirche die „Lammisten" hieß. Nach neueren Forschungen soll dieser Name von einer in der Nähe der Kirche stehenden Brauerei „zum Lamm" herrühren. An dieser Gemeinde wirkte ein sehr gebildeter Arzt, **Galenus de Haan,** als Prediger. Er war des Lateinischen und Griechischen kundig, hatte bei den Kollegianten viel gewonnen, war in seinen Vorträgen sehr klar nnd fesselnd und im Umgang anziehend. Nebenbei unterrichtete er einige junge Leute in der Art einer gewissen Vorbereitung zum Predigtamt. Als eine Art Leitfaden für diesen Unterricht verfaßte er 19 Artikel und legte sie seinen Amtsbrüdern vor. Sie enthielten jedenfalls manche Ansichten, welche von den bisher als richtig angesehenen abwichen. Es trat wenigstens einer der Prediger, **Apostool,** mit einem großen Teil der Gemeinde gegen ihn auf und schließlich **1664** mit 700 Gliedern aus der Gemeinde aus. Diese hielten nun ihre Versammlungen in einem Gebäude ab, welches das Zeichen der Sonne in seinem Giebel trug. Daher hieß man sie bald „Sonnisten." Sie wollten an dem von Hans de Ries verfaßten Glaubensbekenntnis festhalten, verboten den Verkehr mit den Kollegianten, namentlich die

Abendmahlsgemeinschaft mit denselben und vertraten auch sonst zähen Konservatismus. Andere Gemeinden schlossen sich nun ihnen oder den Grundsätzen der Lammisten an und so wurden die 19 Artikel des Galenus de Haan ein Zündstoff, welcher alle niederländischen Gemeinden in Bewegung setzte. All die alten Fragen über die Menschwerdung Christi, die Anwendung des Bannes u. s. w. wurden aufs neue durchgearbeitet und es bildeten sich neue Linien und Richtungen. Was die konservativen Elemente gegen die Lammisten mißtrauisch machte, das war der Umstand, daß dieselben sich nur an die Bibel halten, von einem bindenden Bekenntnis aber absehen wollten, — ein Standpunkt, der entschieden leicht nicht weniger Gefahren in sich trägt als derjenige, den die konservative Richtung einnahm.

32.

Theologische Schule. Die Lammisten hätten weniger Anklang bei den andern Gemeinden gefunden, wenn sie nicht so entschieden den Zeitbedürfnissen Rechnung getragen hätten. Aber hier lag ihr Vorzug. Die Sonnisten erkannten nicht, daß sich das Christentum in verschiedenen Formen weiter bildet und äußerlich das Kleid verschiedener Zeiträume trägt und daß sich jede kirchliche Richtung mit der Befriedigung der besondern Zeitbedürfnisse zu befassen hat. Die überängstliche Verehrung des Alten ließ sie die Wichtigkeit der veränderten Zeitlage übersehen. Dagegen erkannten die Lammisten wenigstens klar, daß etwas gethan werden müßte, um angehenden Predigern eine Gelegenheit zu schaffen, sich für ihr Amt entsprechend vorzubereiten. Nun hatten wohl die Remonstranten in Amsterdam ein theologisches Seminar eingerichtet und erlaubten auch mennonitischen Studenten, daran teil zu nehmen, — aber für deren konfessionelle Eigentümlichkeit war dort schlecht gesorgt. Zudem hatte Galenus de Haan ge-

zeigt, daß sich eine eigene Schule einrichten ließ. Daher nahm die Gemeinde nach der erfolgten Separation die Schulsache als Gemeindesache auf, sicherte de Haan einen festen Gehalt und hieß ihn in seinem Unterricht fortfahren, so daß die betreffenden Studenten nur nebenbei noch die Anstalt der Remonstranten zu besuchen brauchten. Im Jahre 1675 vereinigten sich 12 Gemeinden mit den Lammisten, sich gegenseitig in der Versorgung ihrer Armen beizustehen und dann dahin zu wirken, daß wo möglich, nur gebildete Prediger mit Gehalt angestellt würden.

Die engen Beziehungen der Stadtgemeinden zu den Tagesfragen der Wissenschaft drängten auf so eine Ordnung der Dinge. Aus ihren Kreisen gingen Gelehrte hervor, welche die klassischen Werke des Altertums übersetzten. Ihnen genügten die alten „Vermahner" nicht. Andererseits war z. B. Amsterdam der Wohnsitz eines Klerikus und Spinoza mit ihren freisinnigen Ideen. Gebildete Mennoniten nahmen Notiz von diesen und nötigten so die Prediger, auch auf der Kanzel gegen die Zeitphilosophie Stellung zu nehmen, was eben doch ohne wissenschaftliche Bildung nicht befriedigend ausfiel.

VI. Innere Entwicklung der Gemeinden im 18. Jahrhundert.

33.

Theologische Schule. Mit dem Tode des Dr. Haan ging die theologische Anstalt ein. Die Amsterdamer Gemeinde bemühte sich wohl, bei den andern Gemeinden entsprechende Opferwilligkeit zur Fortsetzung derselben zu gewinnen, erreichte aber nicht viel. Aus großer Vorsicht griff man die Sache lieber gar nicht an. So besuchten denn die mennonitischen Jünglinge das Kollegium der Remonstranten weiter. Aber der Predigtmangel in den Gemeinden wurde so groß, daß nicht nur mennonitische Kandidaten der Theologie angestellt wurden, sondern in vielen Fällen auch Remonstranten. Das gefiel dem Vorstand dieser Richtung nicht, und so untersagte er 1724 den Mennoniten den Zutritt zu ihrer Schule.

Jetzt machte sich die Amsterdamer Gemeinde wieder energisch daran, eine eigene Lehranstalt einzurichten und lud die andern Gemeinden zu einer Besprechung darüber ein. Es kamen aber nur wenige Delegaten, und diejenigen der Sonnisten verlangten, es solle der in Aussicht genommene Lehrer Nieuwenhuis auf ein bindendes Glaubensbekenntnis verpflichtet werden. Damit stimmte die freiere Richtung nicht, und so blieb die Gemeinde „zum Lamm" mit den erwähnten zwölf Gemeinden ihrer Gesinnung allein bei der Sache stehen. Sie ließ sich nicht entmutigen, sondern richtete 1735 die Schule ein; einige reiche Brüder gaben ansehnliche Kapitalien zum Unterhalt derselben her, und — die Anstalt erwies sich als ein Licht- und Segenspunkt für die ganze Gemeinschaft während des 18. Jahrhunderts.

34.

Johann Deknatel. An der Gründung und Leitung der Schule beteiligte sich besonders Johann Deknatel, Prediger der Gemeinde „zum Lamm.“ Sein Leben und Wirken gewährt einen interessanten Einblick in die damaligen Verhältnisse der Gemeinden. Er selbst stammte aus Norden, wo er 1698 geboren wurde. Seine unbemittelten Eltern brachten es fertig, ihn erst die Schulen seiner Vaterstadt und hernach das Kollegium der Remonstranten in Amsterdam besuchen zu lassen; die mennonitische Schule war ja eingegangen. Als ihn seine Eltern nicht mehr hinreichend unterstützen konnten, da nahm sich die Gemeinde „zum Lamm“ seiner an und wählte ihn 1620 zu ihrem Prediger mit einem Gehalt von 1200 Gulden.

Deknatel trug wesentlich dazu bei, daß seine Gemeinde die Schulsache nicht fallen ließ, als die andern Gemeinden so viele Umstände machten. Er erwarb sich ferner um das Gedeihen derselben große Verdienste. Er gründete einen Fond für unbemittelte Studenten. Aber auch seine Arbeit an der Gemeinde war sehr erfolgreich. Er war weitherzig genug, mit Zinzendorf und Spangenberg in Verkehr zu treten und von ihnen zu lernen. Als er sich in ihrer einseitigen Betonung des Leidens Christi, bei der die Wichtigkeit der persönlichen Heiligung leicht übersehen wurde, zu weit ziehen ließ, da legte einer seiner Amtsbrüder Zeugnis gegen ihn ab, ohne daß sich die beiden gegen einander erzürnten. Infolge peinlicher Erfahrungen zog er sich später von der Brüdergemeinde zurück, blieb aber manchen ihrer Einrichtungen sehr sympathisch gegenüber stehen, so daß er der Pietist unter den Taufgesinnten hieß. Daß seine Predigten sehr gehaltvoll waren, beweist der Umstand, daß sich John Wesley die 1638 bei ihm gehörte Rede aufzeichnete.

Er wirkte zudem als Schriftsteller. So verfaßte er einen Katechismus, in welchem die Antworten in Bibelsprüchen gegeben waren; ebenso einen Auszug aus Menno Simons Schriften. Beide Bücher wurden ins Deutsche übersetzt und weit verbreitet. So auch einige seiner Predigten. Somit wirkte er auf weite Kreise. Interessant ist die Reise einiger Brüder aus der Schweiz zu ihm, welche aus seinen Schriften Segen genossen hatten, sodann aber sich gedrungen fühlten, ihn vor Hochmut zu warnen, als sie hörten, er trüge einen seidenen Rock. Er nahm sie sehr freundlich auf, besonders nachdem er erfuhr, daß sie gekommen seien, um mit ihm über sein Seelenheil zu reden. Infolge seiner Zuvorkommenheit fühlten sie sich ganz beschämt und wußten ihm wenig zu sagen. Im Jahre **1759** ging er heim. Bei aller Achtung vor den überlieferten Eigentümlichkeiten seiner Gemeinschaft ließ er sich den Blick für die Hauptpunkte des Christentums überhaupt nicht trüben. Seine Grundrichtung drückt wohl am klarsten sein oft wiederholtes Wort aus: „Was hilft uns alles, wenn das Herz nicht bekehrt und Christus nicht unser Leben wird!“

35.

Vereine und Stiftungen, welche in diesem Jahrhundert unter den Mennoniten und durch sie entstanden sind, bezeugen den weiten, auf das Gesamtwohl gerichteten Blick, der sich in ihren gebildeten Kreisen entwickelte. Im Jahre 1778 wurde von einem angesehenen **Pieter Teyler** eine Gesellschaft zur Förderung und Befestigung der christlichen Religion gegründet, welche jährliche Preisfragen ausschreibt und die angenommenen Arbeiten belohnt. Außerdem hinterließ Pieter Teyler ein sehr wertvolles Museum von Gemälden und Büchern. Im Jahre 1784 gründete ein Prediger, Jan Neuwenhuizen, eine dem allgemeinen Volkswohl dienende Vereinigung, die „**Matschap-**

ving tot Nut van't Allgemeenen." Sie machte sich in kurzer Zeit sehr verdient durch Anlegung von Bibliotheken, Sparbanken 2c. Sie hat die niederländische Volksschule geschaffen, und wohl alle Gebildete des Landes sind ihr im Laufe der Zeit beigetreten. Es kam in diesen Gründungen der in der Gemeindekirche ruhende Grundsatz zum Ausdruck, daß die Bildung Gemeingut des Volkes werden soll, und dann der Erkenntnispunkt, daß die Reichen ihr Vermögen nicht in sinnlosem Luxus verschwenden, sondern zur Vermehrung des allgemeinen Glückes verwenden sollten, — Anschauungen, welche ja zu den segensreichsten der neuern Zeit gehören.

36.

Große Opferwilligkeit in der Unterstützung bedrängter Glaubensgenossen ist sodann ein ganz besonders lichter Zug in dem Gesamtbild der Gemeinschaft dieser Zeit. Inmitten aller Kontroversen und Fehden zeigt sich in den Gemeinden viel brüderliche, und auch allgemeine Liebe. Besonders zeichneten sich die Gemeinden in Amsterdam rühmlich aus. Wo sie von den Bedrängnissen der Brüder in der Schweiz, in der Pfalz, in Preußen,— ja in Nordamerika hörten, da zeigten sie sich zu großen Opfern bereit, hielten Beratungen ab, schufen Kassen und Behörden und zogen die andern Gemeinden zur Beteiligung heran. Im Jahre **1660** schon gerieten die niederländischen Gemeinden in eine förmliche Aufregung über die Verfolgungen der Schweizer Täufer, ebenso im Jahre **1710**. In beiden Fällen bewogen sie die niederländische Regierung, sich für die bedrängten Glaubensgenossen nachdrücklichst zu verwenden. Sie selbst aber sammelten Geld und schickten es hin. Zu gleicher Zeit unterstützten sie die Brüder in Danzig, 1663 die in Polen, 1665 die in Mähren. Den verfolgten pfälzischen Glaubensgenossen sandten sie 1678 an 30,000 Gulden.

Als sodann im Laufe des 18. Jahrhunderts förmliche Scharen Schweizer- und Pfälzerbrüder ihre Heimat verließen und sich in den Niederlanden, meistens jedoch in der neuen Welt, eine neue Heimat suchten, da halfen ihnen die niederländischen Gemeinden in einer Weise, welche diesen die dauernde Dankbarkeit aller ihrer Glaubensgenossen verschaffen mußte. Sie setzten 1709 eine permanente Behörde ein, die sich mit der Unterstützung ausländischer Brüder befassen sollte und gründeten den **„Fonds für buitenlandsche Nooden.“** Sämtliche Gemeinden steuerten zu demselben bei, auch die norddeutschen zu Emden, Hamburg, Danzig. An 100,000 Dollars hat diese Kommission an hilfsbedürftige Brüder ausgezahlt, worüber die Akten im Gemeindearchiv zu Amsterdam Auskunft geben. Ja, als sich die verfolgten Hugenotten in Frankreich nach Holland um Unterstützung wandten, da steuerten die Mennoniten zu dieser Kollekte ebenso reichlich bei wie die Reformierten.

37.

Cornelius Ries und sein Glaubensbekenntnis. Im Jahre 1747 vereinigten sich in Hoorn die waterländische und friesische Gemeinde. Dieselbe beauftragte nun einen ihrer fähigsten Lehrer, C. Ries, ein einheitliches Glaubensbekenntnis auszuarbeiten, um auf Grund desselben die rechte Einheit in der Erkenntnis zu erreichen. Ries unterzog sich der Sache mit großer Sorgfalt und sein Entwurf gefiel der Gemeinde so sehr, daß sie versuchte, auch andere Gemeinden dafür zu interessieren, um auf diese Weise vielleicht einen dauernden Einigungspunkt für alle zu gewinnen. Sie unterbreitete das Projekt der konservativen Richtung der Gemeinschaft, welche in der Kirche „zur Sonne“ in Amsterdam jährliche Sitzungen abhielt. Diese Jahreskonferenz ließ den Entwurf bei den Gemeinden cirkulieren

mit der Aufforderung, Ries irgendwelche Kritiken darüber einzusenden. Das veranlaßte diesen, jeden Satz wiederholt zu prüfen und das Ganze nach sorgfältig erwogenen Linien auszuarbeiten. Und es ist dasselbe ein Musterwerk seiner Art geworden, das wohl wert gewesen wäre, von allen Gemeinden acceptiert worden zu sein. Es hält sich im Rahmen der schon vorhandenen Bekenntnisse, ist frei von irgendwelchen polemischen Ausfällen, — verdammt also keinen, der anders denkt und bringt darin einen Grundzug der Gemeinschaft zum Ausdruck. In 36 Artikeln werden die Hauptpunkte der Heilserkenntnis nach der damaligen Auffassung derselben seitens der niederländischen Mennoniten — in einfacher, aber würdiger Sprache vorgeführt. Eine kurze Vorrede des Verfassers giebt über die Grundsätze Aufschluß, nach welchen es ausgearbeitet wurde. Es zeigt dem Fremden, was der Mennonit glaubt und giebt den neuen Gemeindegliedern einen entsprechenden Grundriß christlicher Erkenntnis, auf den sich weiter bauen läßt. Die Vereinigung „zur Sonne" sprach sich i. J. 1772 sehr anerkennend über das Werk aus. Zu einem solchen Ansehen gelangte es freilich nicht, wie es die Bekenntnisse der lutherischen Kirche etwa genießen. Dazu war auch bei den Sonnisten schon die liberale Strömung zu stark. Immerhin hat das Glaubensbekenntniß von Ries bis auf unsere Tage große Beachtung in den mennonitischen Gemeinden gefunden. Es ist ein historisches Dokument derselben von bleibendem Werte — gleichsam das Testament der Dogmenbildung der niederländischen Gemeinden.

38.

Eine Periode des Rückschritts in der Entwicklung der Gemeinden muß dennoch trotz aller gesunden Lebensäußerungen derselben das 18. Jahrhundert genannt werden. Denn es soll die Zahl der Glieder in diesem Zeitraum von

160,000 auf 40,000 gesunken sein. Die Ursachen dieses enormen Verlustes sind meistens folgende: 1. Die gewonnenen Reichtümer führten bei vielen Familien zu Verbindungen mit andern Denominationen. 2. Durch den freien Verkehr mit andern Richtungen und der Abneigung gegen feste Bekenntnisse entstand bei vielen eine große Gleichgiltigkeit gegen das Erkenntnisgut der Väter. So allgemein war man bei den andern Konfessionen zu Markte gegangen, daß man für die Eigenart der eigenen Gemeinschaft keine Augen mehr hatte. Charakteristisch ist der Titel einer Flugschrift dieser Zeit: „Unbegrenzte Toleranz die Verwüstung der Taufgesinnten." 3. Die heftigen Fehden verleideten vielen die eigene Gemeinschaft; ebenso die überspannte Strenge mancher flämischen Gemeinde. 4. Der große Predigermangel trieb viele in die Kirchen der andern Denomina tionen, oft auch der Umstand, daß die eigenen „Vermahner" so wenig leisteten. 5. Die höheren Anstellungen im Staatsdienst, welche den Mennoniten als solchen verboten waren, lockten viele aus den alten Verbindungen.

39.

Die Gemeinden hatten es im ganzen mit den Pflichten der kirchlichen Selbstversorgung nicht ernst genug genommen, hatten sich nicht genugsam bestrebt, ihre Gemeindeökonomie den Zeitverhältnissen anzupassen, hatten namentlich der Jugend nicht genug Belehrung und Pflege geboten und— „Die Schafe gehen dahin, wo sie Weide finden." (Luther.) Das Alte und Hergebrachte sollte in zu vielen Fällen langen. Das ging schon an abgelegenen Plätzen, wie z. B. auf der Insel Amelang im Zuidersee; das ging aber nicht bei den Stadtgemeinden, welche im regen Fluß der Zeitideen standen. Hier erwies sich die Abneigung gegen gebildete Prediger und eine entsprechende Besoldung derselben als eine tiefgehende Schädigung des kirchlichen Bestandes. Wohl

hieß es in einem alten Formularbuch vom Jahre 1626, daß die Gemeinde für die Notdurft ihres Predigers (Ältesten) Sorge tragen müsse, — und ebenso sprachen sich die Mennoniten auf dem Religionsgespräch zu Emden 1578 aus, aber in der Praxis blieb das geistliche Amt sich selbst überlassen. In dieser Beziehung schlugen die Lammisten einen richtigern Weg ein, aber ihre zu freie Stellung bezüglich konfessioneller Schranken ebnete allen irgendwie Unzufriedenen den Weg in außermennonitische Kreise.

VII. Äußere Stellung im 18. Jahrhundert.

40.

Die Angriffe der reformierten Geistlichen auf die Mennoniten legen auch im 18. Jahrhundert davon Zeugnis ab, wie sehr es ihnen bei aller theologischen Gelehrsamkeit am Geiste kirchlicher Versöhnlichkeit fehlte. Aber ihr Begriff von der Kirche deckte sich mit dem bestehenden Staatsinstitut. Da waren die Dogmen eben Staatsgesetze und die kirchlichen Riten auch staatliche Handlungen. Somit waren die Mennoniten nur eine geduldete Sekte, deren Lehren doch auch eigentlich vom Staate mußten genehmigt werden. Mit großem Argwohn betrachteten die Staatspfarrer darum das freie Gemeindeleben derselben und witterten überall schlimme Dinge. Sie sollten im stillen doch an Münsterschen Ideen hängen und bei ihrem Mangel an festen Dogmen allen möglichen Häresien Thür und Thor öffnen. So ganz sinnlos waren ihre Befürchtungen nicht. Die Mennoniten weigerten sich z. B. beharrlich, sich über die Dreieinigkeit Gottes so auszusprechen, daß es mit den Ausdrücken der reformierten Dogmatik stimmte. Das Wort „Person" wollten sie nicht auf die Gottheit beziehen. Das brachte sie in den Verdacht socinianischer Häresie. Die reformierten Geistlichen fühlten sich daher berufen, über die Predigten und Schriften der mennonitischen Diener am Wort zu wachen und, wenn nötig, die Hilfe des Staates gegen sie anzurufen.

41.

Amtsentsetzungen. Im Jahre 1719 wurde der Prediger der waterländischen Gemeinde zu Leeuwarden von der Regierung seines Amtes entsetzt, weil man ihn, wie

es hieß, als einen Vertreter socinianischer Irrlehren befunden hatte. Ein anderer wurde des Landes verwiesen, weil er angeblich die Gottheit Christi geleugnet hatte. Das machte den reformierten Predigern Mut, noch schneidiger aufzutreten. Sie beantragten, es sollten die mennonitischen Prediger vier Artikel unterschreiben, in denen die Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit in kirchlichen Ausdrücken formuliert war. Die Mennoniten verweigerten die Unterschrift. Darauf hin verordnete die Regierung die Schließung ihrer Andachtshäuser. Nun wandte sich die friesische Societät an dieselbe mit der Vorstellung, sie doch nicht zwingen zu wollen, Bekenntnissätze zu unterschreiben, welche sich mit dem Worte Gottes nicht deckten. Als Antwort darauf ließ die Regierung ihre Kirchen wieder öffnen. Im Jahre 1738 wurden jedoch wiederum drei Prediger socinianischer Häresien 'angeklagt und von ihrem Amte suspendiert. Das brachte die Gemeinden in eine gewaltige Aufregung, und auf einer besondern Zusammenkunft hießen sie den Vorsitzer derselben, Johannes Stinstra, eine Denkschrift über ihren dogmatischen Standpunkt ausarbeiten und der Regierung übergeben. Er setzte darin auseinander, daß sie fest auf dem Formalprinzip der Reformation ständen, also alles glaubten, was in der Bibel enthalten sei. Diese sah nun von weiteren Maßregeln ab, ließ jedoch die abgesetzten Prediger nicht wieder ihr Amt aufnehmen.

42.

Johannes Stinstra, Prediger zu Haarlem, hatte sich durch sein männliches Auftreten in der erwähnten Denkschrift die ganze reformierte Geistlichkeit Frieslands zu Feinden gemacht. Von allen Seiten griff man ihn an. Als er nun gar in fünf Predigten der christlichen Duldung so weit das Wort redete, daß man selbst gegen die Socinianer nicht staatlich vorgehen solle, da zog dieselbe in

geschlossener Phalanx gegen ihn zu Felde. Die Synoden und Fakultäten, sowie die politischen Behörden beschuldigten ihn der socinianischen Irrlehren und so erfolgte seine Amtsentsetzung. Der Protest seiner Gemeinde war machtlos. Jahrelang blieb er nun der Kanzel fern, gab aber eine Reihe schriftlicher Predigten heraus. Er verlebte an 20 Jahre in der Stille. Als dann eine freiere Strömung eingesetzt hatte, durfte er im Jahre 1757 wieder seine Kanzel betreten. Ja, der Provinziallandtag Frieslands lud ihn nun nach Leeuwarden ein, um vor ihm während seiner jährlichen Sitzungen in der dortigen Mennonitenkirche zu predigen. Reich an öffentlichen Ehrungen starb er in hohem Alter im Jahre 1800.

43.

Den letzten Angriff machte die reformierte Geistlichkeit während der Amtsentsetzung Stinstras. Sie verlangten, daß die mennonitischen Prediger sich neben den Lehrsätzen über die Dreieinigkeit darüber erklären sollten, — ob die Kinder der Gläubigen nach ihrem Tode selig seien; ob die Gottlosen ewig sterben würden ohne jemals tot zu sein; ob sie diese Strafe in demselben Körper erleiden würden, den sie im Erdenleben gehabt hätten, oder ob sie dazu einen andern bekommen würden, der nicht gesündigt habe. Natürlich weigerten sich die Mennoniten, darüber etwas Bestimmtes zu sagen. Das brachte ihre Gegner gewaltig in Harnisch. Denen war es unbegreiflich, daß angebliche Christen sich beruhigen könnten, ohne über solche Fragen etwas Abschließendes wissen zu müssen. Doch, zu Ende des 18. Jahrhunderts zog in Eilmärschen eine neue Zeit herauf. Die Kirche verlor an Einfluß, so daß die Behörde die Betreibung dogmatischer Fehden erst verschleppte und dann abwies. Das Staatskirchentum wurde durch seinen blinden Eifer schuld daran, daß das Christentum so vielen denkenden Menschen als eine recht unwünschenswerte öffentliche

Macht erschien. Es waren die von der Massenkirche abgelösten und von derselben verfolgten, sogenannten „Sekten“ mit ihrem Grundsatz der Freiheit in Religionssachen, welche diejenige Linie zwischen Kirche und Staat zogen, die das gereifteste moderne Denken rechtfertigt.

44.

Völlige staatliche Anerkennung und Gleichberechtigung mit den andern Konfessionen wurde auch den Mennoniten durch das 1795 von der niederländischen Regierung erlassene Grundgesetz zugesichert. Nun hatten die besprochenen Plackereien ein Ende. Mit einem nicht geringen Interesse hatten die Mennoniten die auf so eine Ordnung der Dinge hinsteuernden Freiheitsbewegungen der Völker beobachtet. Die sich vollziehende Trennung von Kirche und Staat stimmt ja mit ihren vornehmsten Grundsätzen. Sehr offen sagen ja neuere Historiker, Menno Simon und seine Gesinnungsgenossen seien in dieser Hinsicht ihrer Zeit um 300 Jahre voraus gewesen. Mit Recht durften sich nun ihre Nachkommen als Pioniere einer der wohlthätigsten modernen Einrichtungen ansehen. Der Glaubenszwang der Kirche ist ohne Zweifel die abnormste Erscheinung in der Geschichte. Leider hat andererseits der moderne Staat wenig Respekt vor religiösen Überzeugungen. Das zeigte sich sofort in den Niederlanden, als dieses von Napoleon I. mit Frankreich vereinigt wurde. Er hob alle staatlichen Privilegien der Mennoniten auf und so erreichte auch 1810 die bis dahin bestehende staatliche Wehrfreiheit derselben ein Ende.

VIII. Entwicklung im 19. Jahrhundert.

45.

Rationalismus. Die freie Richtung, deren Träger anfänglich die Waterländer und später die Lammisten waren, wurde der ganzen Gemeinschaft zum Segen, indem sie 1. dem Geist persönlicher Freiheit auch im kirchlichen Leben sein Recht verschaffte, und 2. für die jeweiligen Zeitbedürfnisse in der kirchlichen Versorgung der Gemeinden ein entsprechendes Verständnis bildete. Leider nur bot diese Strömung durch ihre Abneigung gegen irgend welche feste Bekenntnisse den rationalistischen Zeitideen gar zu offene Thüren. Vieles sollte nun innerhalb der Gemeinde abgemacht werden, was eigentlich zu den Grenzfragen gehörte. Die konservative Richtung aber hatte durch ihre übertriebene Schärfe so an Einfluß verloren, daß die niederländischen Gemeinden am Anfang des 19. Jahrhunderts an manchen Orten recht verödet dastanden. Das konfessionelle Bewußtsein war sehr gesunken. Tausende berauschten sich an der modernen Zeitrichtung, thaten sich auf ihre Bildung, und feinen Umgangsformen viel zu gut und huldigten mehr den wissenschaftlichen Bestrebungen als dem einfältigen Glauben ihrer Väter. Wohl hatten Männer wie **Schyn** † 1727 treffliche Schriften über den Standpunkt und die Geschichte der Mennoniten verfaßt, aber dieselben wurden nur teilweise beachtet. Wie auch sonst in der protestantischen Kirche jener Zeit, so huldigten in den mennonitischen Gemeinden weite Kreise dem offenen Rationalismus. Daß freilich der Herr auch bei ihnen seine 7000 und mehr Getreuen noch hatte, das beweisen die im

Laufe des 19. Jahrhunderts in ihrer Mitte auftretenden gesunden, religiösen Lebensbewegungen. Das Urteil über sie ist also unrichtig, daß sie ganz und gar dem Rationalismus verfallen seien, wie man es in einigen Kirchengeschichten lesen kann. Daß sie sich freilich in manchen Punkten von Menno Simons Standpunkt entfernten, bekannten di meisten selbst. Daher stießen sie seinen Namen auch mehr und mehr zurück und nannten sich Doopsgesinde. Trotzdem heißen sie heute noch in der Umgangssprache meistens — Mennisten.

46.

Die Allgemeine Societät. Ernster als je standen also die Gemeinden am Anfang des 19. Jahrhunderts vor der Frage, ob sie sich auf dem ihnen staatlich nun eingeräumten Freiheitsgrunde und im Rahmen der neuen Verhältnisse würden erhalten und bauen können. Aber die Drangsale der Zeit halfen mit, die alten Fehden zu vergessen und sich zur gemeinschaftlichen Bauarbeit die Hand zu reichen. In Amsterdam vereinigten sich die Sonnisten wieder mit den Lammisten und die alte Kirche wurde wieder die gemeinsame Andachtsstätte. In gleicher Weise verschwanden an andern Orten die trennenden Linien. Ja, im Jahre **1811** wurde die Allgemeine Societät der niederländischen Mennoniten gegründet mit dem Sitz zu Amsterdam, der im Laufe der Jahre alle Gemeinden beigetreten sind. Diese Vereinigung bezweckte die Unterhaltung eines theol. Seminars in Amsterdam mit zwei Professoren und die Unterstützung von schwachen Gemeinden mit Geldbeiträgen, so daß jetzt wohl jede mit einem theol. gebildeten Prediger versehen ist. Neben dieser Vereinigung bestehen die andern früher gegründeten weiter fort, welche sich alle mit der kirchlichen Versorgung der Gemeinden befassen — also Witwen- und Waisenkassen u. s. w. verwalten. Trotzdem wahrte sich jede Gemeinde ihre Selbständigkeit in allen innern An-

gelegenheiten. An der theol. Schule genießen ca. 50 Studenten Unterricht. Einer der bedeutendsten Professoren an derselben war **De Hoop Scheffer**, † 1893. Als Kirchenhistoriker war er weithin bekannt und berühmt. Er ordnete auch das Archiv der Amsterdamer Gemeinde mit seinen vielen Manuskripten aus der Verfolgungszeit und sonstigen wertvollen Büchern und Akten. Der Allgemeinen Societät stehen reiche Legate und sonstige Geldbeiträge zur Verfügung.

47.

Missionsbestrebungen. Von dem in den Gemeinden vorhandenen geistlichen Leben legt nicht nur ihre energische Selbstversorgung Zeugnis ab, nicht nur sodann ein großer Wohlthätigkeitssinn, der sich den Hilfsbedürftigen jeder Konfession zuwendet, sondern auch das Interesse an der Heidenmission, das viele Jahre in der Stille gepflegt wurde, ehe man mit einem eigenen Missionswerk anfing. Meistens übermittelte man die gesammelten Missionsgelder den englischen Baptisten. Im Jahre **1847** jedoch wurde ein eigener Missionsverein gegründet, mit dem Sitz zu Amsterdam; hier waltete der energische van der Goot seines Amtes als Sekretär desselben, der es versuchte, die Mission zu einem Vereinigungspunkt aller Mennoniten zu machen. Und bald kamen Beiträge aus Deutschland und Rußland. Es erhoben sich wohl auch Proteste gegen eine solche Verbrüderung mit den, wie es hieß „rationalistischen Holländern," aber van der Goot verstand es meisterhaft, sich auch mit solchen Stimmen abzufinden und das Interesse an der Sache zu fördern. Im J. 1851 wurde mit Missionar Janſs eine Mission in Java begonnen. Ihm folgten Schnurmann und andere. Missionar Janſs trat vor einigen Jahren in den Dienst der Brittischen Bibelgesellschaft und hat sich durch eine gewandte Übersetzung der Bibel ins Javanische einen berühmten Namen gemacht. Im J. **1869**

ging Missionar Dirks nach Sumatra, um unter den Batakken zu wirken. Auf beiden Inseln befinden sich heute mennonitische Gemeinden aus den Heiden gesammelt. Von wesentlichem Vorteil für die Gesellschaft wurde ihre Verbindung mit den russischen Mennoniten, indem ihnen von diesen Gelder und Arbeiter in einer Weise geliefert werden, daß die Gemeinden Deutschlands weit zurückbleiben. Und am wenigsten ist gerade der Missionssinn in Holland entsprechend gewachsen. Freilich in Bezug auf Missionslitteratur, Missionsreiseprediger und aparte Missionsstunden scheint hier wenig gethan zu werden. Zum Schaden der guten Sache macht sich die ererbte Steifheit in kirchlichen Dingen zu sehr geltend.

48.

Das eigentlich Konfessionelle der niederländischen Gemeinden ist im Laufe der Zeit so sehr abgeschliffen worden, daß man wohl richtig gesagt hat, — sollte Menno Simon einmal wieder unter ihnen wandeln, so würde er sie wohl schwerlich als seine Kinder anerkennen, sondern sie wohl alle mit seinem strengen Bann belegen. Von den eigentümlichen Bekenntnispunkten der Väter ist ihnen kaum mehr als das Gemeindeprinzip, die Verwerfung des Eides und die Erwachsenentaufe geblieben. Sonst stehen sie ja mit dem Protestantismus auf gleichem Boden, haben hier aber so weite Bekenntnislinien, daß sich neologisch gerichtete Prediger sehr weit wagen dürfen, ohne zur Rechenschaft gezogen zu werden. In vielen Fällen nimmt die Taufe so die Stelle der Konfirmation, wie sie in der Staatskirche geübt wird, ein. Bezüglich des Waffendienstes haben sich die Gemeinden alle den Forderungen des modernen Staates gefügt, der ein Gewissensbedenken bei der Ableistung irgend welcher Staatspflichten nicht gelten lassen will. Man bezieht somit den von den Vätern ererbten Punkt der Wehrlosigkeit auf

das Privatleben. Wo man früher im Taufunterrichte lehrte, — es sei der christlichen Pflicht gemäß, nicht zu regieren und die Waffen zu tragen, — heißt es jetzt: „Es ist besser, zu gehorchen als zu regieren; besser, zu leiden als sich zur Wehre zu setzen." Damit ist natürlich ein wichtiges Stück Lebensbestimmtheit, in dem eine wesentliche Eigentümlichkeit der Gemeinden wurzelte, fallen gelassen worden. De Hoop Scheffer wollte sogar die Eigenart der niederländischen „Doopsgesinden" so abweichend von den Mennoniten der andern Länder finden, daß er sie als eine ganz aparte kirchliche Richtung hinzustellen versuchte. Trotzdem können sie ihren Schwestergemeinden in andern Ländern in mancher Hinsicht zum Vorbild dienen. So hat manche Gemeinde eigene Diakonissen. Bei ihnen erhielt ja Fliedner in Kaiserswert jenen Fingerzeig, der ihn zur Gründung des segensreichen Diakonissenwerkes führte.

49.

Die äußere Stellung der Taufgesinnten in Staat und Gesellschaft ist eine äußerst ehrenvolle. Nicht wenig trägt das väterliche Erbe strenger Sittlichkeit hierzu bei, dann aber auch der Umstand, daß sie infolge ihrer Bildungsbestrebungen einen höchst einflußreichen und wertvollen Teil der Bevölkerung bilden. In den höchsten Kreisen haben sie bedeutende Vertretung. So berichtete man vor einiger Zeit: Von den 28 Gliedern in der Reichskammer sind vier Mennoniten; von den 27 im Staatsrat drei; der Präsident der niederländischen Bank ist ein Mennonit, ebenso der Vorsitzer der niederländischen Handelsgesellschaft; von den hundert Gliedern der Akademie der Wissenschaft zählen die Mennoniten elf, — und das ist die höchste Behörde dieser Art des Landes — und das, während die Mennoniten etwa 50,000 zählen und die Landesbevölkerung vier Millionen beträgt.

Das Hauptgewicht bei den holländischen Taufgesinnten liegt in den Stadtgemeinden. Dieser Umstand ist für das richtige Verständnis ihrer Geschichte und ihres gegenwärtigen Bestandes von wesentlicher Bedeutung. Sie befanden sich mitten im Fluß aller intellektuellen und kommerziellen Strömungen und hatten es daher durchaus nicht leicht, ihre Eigenart zn wahren, — und mußten namentlich vor einer sehr lebhaften kirchlichen Konkurrenz auf ihrer Hut sein. Wer weiß, wie weit sich andere Kreise der Mennoniten behauptet hätten, wären sie in derselben Lage gewesen! Anderseits haben die Gemeinden gegenwärtig nicht Mangel an geschulten Leuten. In all ihren Vereinigungen können sie universitätlich gebildete Männer, in der Art von Pastoren, Ärzten, Juristen ꝛc. für die einzelnen Posten heranziehen. Das gibt ihren kirchlichen Verhandlungen ein würdevolles und zielbewußtes Gepräge. Zwei Zeitschriften, der „Zondagsbote“ und die „Doopsgesinde Bijdragen“ vermitteln den Gemeinden den geistigen Verkehr untereinander. Man zählt gegenwärtig 130 Gemeinden mit zusammen über 41,000 Gliedern. In mehreren Städten sind in neuerer Zeit neue Gemeinden gegründet worden.

Geschichte der Mennoniten in Preußen.

I. Die ersten Niederlassungen.

1.

In Westpreußen. Über die ersten Niederlassungen von Mennoniten in den gegenwärtigen preußischen Ländern lassen sich nicht mehr sichere Berichte erlangen. Sie selbst haben wenige Aufzeichnungen gemacht, da es ihnen, wie es heißt, — mehr um ihre Religion als um ihre Geschichte zu thun war. Schon um **1525** sollen „Wiedertäufer“ nach der Weichselgegend gekommen sein. Ob es eigentliche Gesinnungsgenossen der stillen Täufer gewesen sind, ist ungewiß. Westpreußen stand damals unter den polnischen Königen und deren liederliche Regierung kam auch in ihrer religiösen Stellung zum Ausdruck. Sie waren Katholiken, ließen aber vieles gehen, wenn es nicht Lärm machte oder Geld einbrachte. Somit gab es hier eine gewisse Religionsfreiheit. Dies machten sich z. B. die böhmischen und mährischen Brüder zu nutzen und gründeten in der Nähe von Marienburg ein Hammerwerk. Man hieß es Hammerstern, weil nur während der Nacht gearbeitet werden durfte. Der katholische Klerus machte es wie die Regierung. Er stand gegen die Ketzer, ließ sie aber gewähren, wenn diese äußern Nutzen gewährten. Somit konnten sich eingewanderte Holländer in der Weichselniederung festsetzen und unter diesen müssen manche Täufer gewesen sein. Sie zahlten dem Klerus gewisse Abgaben und so duldete man sie. In den Niederlanden aber wußte man bald von diesen Verhältnissen im Weichseldelta und so fanden schon vor **1545** viele ihren Weg hierher, indem sich ihnen hier ein Asyl eröffnete, das sicherer erschien als Ostfriesland.

2.

In Ostpreußen führte damals Albrecht v. Brandenburg als Hochmeister des deutschen Ritterordens die Regierung. Da er liberaler Gesinnung war, so hatten auch hier böhmische und mährische Brüder eine Zuflucht gefunden. Im Jahre 1525 erklärte auch er sich für die Reformation und ließ die lutherische Kirche in seinem Staate einrichten. Deren Vorkämpfer waren aber bekanntlich ebenso intolerant gegen Andersdenkende wie die Katholiken. Als daher Gesinnungsgenossen Schwenkfelds wie Cellarius in's Land kamen und einige von diesen sich hier heimisch machten und sogar eine gewisse Sympathie des Regenten zu gewinnen schienen, da fürchteten sofort die lutherischen Prediger, ihre Sache könne Schaden nehmen. Nach gewissen Berichten sollen aber auch eigentliche Täufer schon um 1530 ihren Weg hierher gefunden haben. Da sie für Münzers Genossen galten, so wurde der Herzog ihrethalben unruhig und schrieb an Luther um Rat. Dieser aber hielt alle, die ihm nicht folgten, für Rottengeister und antwortete demgemäß: „Ich ermahne, Eure fürstlichen Gnaden wollen solche Leute nicht leiden, sondern meiden nach dem Rat Pauli und des heiligen Geistes. Würden Sie dieselben in Ihrem Lande dulden, so würden Sie damit Ihr Gewissen greulich beschweren."

Nähere Bekanntschaft mit den Eingewanderten veranlaßte den Herzog jedoch, von so einer Maßregel abzustehen. Ja, sein Hofkaplan, Polyander, klagte, daß er ihre Versammlungen besuche. Ganz in diesem Sinn schrieb auch der preußische Geschichtschreiber Hartknoch: „Wenn sich nicht der Teufel bemüht hätte, Sakramentirer von außerhalb ins Land zu schicken, so hätte die Reformation einen guten Fortgang genommen." Die lutherischen Theologen, wie Paul Speratus, Polyander u. a. traten den eingewanderten Häretikern sogar in einer Dis-

putation entgegen, von der berichtet wurde, daß die Ketzer scharfsinnige Argumente vorgebracht hätten, sie wären aber bald zum Schweigen gebracht worden. Daher warnte man vor ihnen. Ob diese Disputanten jedoch Täufer gewesen sind, ist nicht sicher. Unmöglich ist es nicht; denn Speratus warnte vor herumziehenden Holländern, und Menno Simon schrieb schon 1549 an die „Gemeinde" in Preußen. Es fehlen also über die ersten Niederlassungen der Mennoniten in Preußen zuverlässige Nachrichten.

3.

Bei Elbing und Tiegenhof. Als in den südlichen Provinzen der Niederlande in den 50er und 60er Jahren des 16. Jahrhunderts die Verfolgungen besonders heftig waren, da flohen die Täufer in Scharen nach den Küsten an der Ostsee. Teils in den Städten, teils auf dem Lande suchten sie hier ein Unterkommen. Als Gewerbtreibende ließen sich die Flamländer in den Städten nieder, die Friesen dagegen auf dem Lande, wo ihre Kenntnisse in der Entwässerung und Urbarmachung des Bodens bestens zur Verwendung kamen. So erlaubten die bei Elbing wohnenden Gutsbesitzer den Mennoniten auf ihren Gütern zu wohnen, und der westlich von Elbing gelegene Ellerwald wurde durch diese in den fruchtbarsten Kulturboden Europas umgeschaffen. Dies veranlaßte die Besitzer eines zwischen Danzig und Elbing, in dem sogenannten „Großen Werder" gelegenen Gutes, „Tiegenhof" genannt, sich nach Holland zu wenden und von dorther mennonitische Landwirte kommen zu lassen, welche sich auf die Entwässerung des Landes, dem Schütten von Deichen, Bauen von Wassermühlen ꝛc. verständen. In den Jahren von 1560—1570 kamen nun eine Anzahl holländischer Mennoniten ins Land, und ihnen wurde das Gut von den Gebrüder Loysen in Pacht gegeben. Der Pachtkontrakt lautete auf 30 bis 40 Jahre und wurde später erneuert, bis die Mennoniten diesen Boden selber kaufen konnten.

Auch am obern Lauf der Weichsel, bei **Graudenz, Kulm und Schwetz,** entstanden mennonitische Heimstätten. Hier aber waren es weniger holländische Einwanderer, welche sich in dieser Gegend eine neue Heimat gründeten, als vielmehr eine bedeutende Anzahl von Täufern aus Mähren, von wo sie durch die blutigen Edikte des Jahres 1550 vertrieben wurden.

Wir haben somit am Schlusse des 16. Jahrhunderts mennonitische Niederlassungen 1. an der obern Weichsel; 2. im Stadtgebiet von Danzig; 3. im Stadtgebiet von Elbing; 4. in den Niederungen (Werdern) zwischen Danzig und Elbing, und 5. in Ostpreußen.

4.

Gemeindebildungen. Kein anderer als Menno Simon hat die schwierige Aufgabe gelöst, hier den verschiedenen mennonitischen Kreisen zum Zusammenschluß und Gemeindeverband verholfen zu haben. Denn als er 1546 Köln verlassen mußte, da fand er an den Küsten der Ostsee ein Arbeitsfeld, wo er an sieben Jahre weilte und von Wismar bis nach Litthauen seine Glaubensgenossen aufsuchte, die Jugend unterrichtete und taufte. Ein Brief, den er am 7. Oktober 1549 an die Gemeinde in Preußen schrieb, findet sich in seinen Schriften. Der Zusammenschluß der einzelnen Kreise zu festen Gemeinden war jedenfalls nicht leicht herbeizuführen, indem die einzelnen aus den verschiedenen Provinzen der Niederlande und wohl auch aus Deutschland kamen und in Hinsicht von Sitten und kirchlichen Gewohnheiten bedeutend von einander abwichen. Da galt es also, das Gemeinsame zu betonen und die trennenden Linien möglichst niedrig zu machen. Im ganzen bestand auch nur der Unterschied zwischen der friesischen und flämischen Richtung weiter. Unter einander hatte man jedenfalls wenig Verkehr, da die Niederlassungen so weit von einander entfernt lagen. Aber mit angeerbter Zähigkeit hielt jeder fest an dem überkommenen Erkenntnisgut der Väter.

II. Die ersten Bedrängnisse.

5.

In Elbing versuchten es eine Anzahl eingewanderter Familien sich dauernd niederzulassen. Aber der Neid der Bürger verhinderte dieses. Sie reichten nämlich beim polnischen Könige eine Beschwerde ein, daß ihnen die „Wiedertäufer" das Brot wegnähmen. Dieser verfügte ihre sofortige Vertreibung im Jahre 1550. Der Befehl wurde jedoch nur teilweise ausgeführt, weil sich die Mennoniten als sehr wertvolle Leute bewiesen. Einige Jahre später erschien daher ein weit schärferes Edikt, daß alle „Anabaptisten, Pikarden und Ketzer fortziehen sollten." Diesmal schützte der Rat der Stadt die stillen, fleißigen und anspruchslosen Mennoniten, — freilich zum großen Ärger mancher Bürger, welche auf deren wirtschaftlichen Erfolg mit scheelen Augen blickten. Ja, der Rat erklärte offen, es wäre doch christlicher, ihre Seelen zu retten, als sie schleunigst fortzuschaffen. So durften sie denn ruhig da bleiben, mußten jedoch jederzeit eines neuen Angriffs gewärtig sein. Sie waren thatsächlich nur die „Geduldeten" im Lande.

6.

In Danzig hatten sich gleich mit dem Beginn der Einwanderung aus Holland in Preußen mennonitische Familien wohnhaft zu machen gewagt und man scheint ihnen das nicht verwehrt zu haben. Aber im Jahr 1572 erschien hier ein Befehl des Königs, welcher die Ausweisung aller Fremden anordnete. Besonders streng sollte man gegen die „Schwärmer und Sakramentirer" verfahren. Hier jedoch schützte die

Mennoniten der Eigennutz des katholischen Bischofs. Er gewährte ihnen auf seinem Gebiet ein Unterkommen, weil er beobachtet hatte, daß die Ländereien infolge ihrer Tüchtigkeit im Feldbau bald bedeutend mehr einbrachten, als das bei andern Pächtern der Fall war.

7.

In Ostpreußen wurde 1559 durch den Markgrafen Albrecht ihre Ausweisung ebenfalls angeordnet. Doch auch hier blieb das Dekret im ganzen auf dem Papier stehen. Das gab den Mennoniten Mut, dem Regenten ihr Glaubensbekenntnis vorzulegen, mit der Bitte, sich in Königsberg und andern Orten niederlassen zu dürfen. Soweit war jedoch der Herzog noch lange nicht. Vielmehr erklärte er ihnen, er sei auf sein Gewissen verpflichtet, in seinem Lande Gleichförmigkeit der Religion zu erhalten und darum müßten sie sich vor dem Konsistorium zu der Konfession der Landeskirche bekennen. Wenn sie sich dessen weigerten, so sollten sie binnen 4 Monaten sein Gebiet räumen. Aber auch diese scharfe Drohung blieb unausgeführt. Die Folge davon war, daß sich die Mennoniten immer weiter festsetzten, da sie sich als Bürger in der Stadt und als Pächter auf dem Lande hohe Achtung erwarben.

III. Gemeindeleben.

8.

Die Gemeinde in Danzig erhielt in Dirk Philipps ihren ersten Ältesten. Unter seiner Leitung schlossen sich hier die Friesen und Flaminger zusammen zu einer Gemeinde. Nachdem er jedoch 1570 in Emden gestorben war und sein Nachfolger, ein strenger Vertreter der flämischen Richtung, mit den Gemeindeordnungen weiter greifen wollte, als dies die Friesen für richtig hielten, kam es wieder zur Trennung. Beide Teile unterhielten lange sehr lebhafte Beziehungen mit Holland, ja dort hieß eine Gruppe der flämischen Richtung sogar: „Die Danziger", weil sie mit diesen das Abendmahl ohne die Fußwaschung und die Taufe zuweilen durch Untertauchung übten. Die Friesen beriefen sich jetzt auch einen Prediger aus dem alten Mutterlande und belegten die Flaminger sogar mit dem Bann. Ja, neben beiden entstanden noch eine waterländische und sogenannte „deutsche" Gemeinde. Die beiden letzten Gemeinden vereinigten sich jedoch bald mit den Friesen und sandten die Friedensurkunde nach Holland, von wo ihnen **Lübert Gerrits** in einem Schreiben seine hohe Freude über die vollzogene Einigung ausdrückte. „Ach", schrieb er, „wenn doch diejenigen, welche sich von andern trennen, die Ursache recht ergründen möchten, warum sie ihren Nächsten ihre Gemeinschaft entziehen, ihre Taufe rc. verwerfen und sie nicht für Gottes Volk halten. Unverstand und Mißverstand ist doch kein Unglaube und da sollte man einander doch tragen, wo man nicht gegen die

Ehre Gottes und die Kraft des Todes Jesu verstößt.“ Es hatte die flämische Gemeinde über die andern auch den Bann ausgesprochen und diese blieb auch noch lange isoliert stehen.

9.

Jan. Gerrits von Emden wurde im Jahre 1607 als Ältester der vereinigten Gemeinde in Danzig berufen. Infolge seiner Tüchtigkeit als Christ und Diener am Wort verdient er besondere Beachtung. Er kam von Harlem nach Emden, weil ihm die dortigen Streitigkeiten höchst unsympathisch waren. Seine irenische Richtung brachte er nun in Danzig zum Ausdruck und übte dadurch einen tiefgehenden segensreichen Einfluß auf seine und die benachbarten Gemeinden aus. Er versuchte, die Gegensätze zwischen den Parteien zu mildern und abzuschleifen, was ihm in vielen Fällen gelang. Besonders anregend trat er vielen nahe durch seine brüderliche Gastfreundschaft und zeigte damit, daß praktisches Christentum doch noch wertvoller sei, als bloß korrekte Lehrmeinungen. Es folgten ihm in seiner Gemeinde eine Reihe tüchtiger Männer, welche in seinem Geist fortwirkten.

10.

Die kirchliche Versorgung der Gemeinden, in den Städten sowohl wie auf dem Lande, blieb im ganzen in dem Rahmen stehen, den man von Holland mitgebracht hatte. Zunächst wurden die Versammlungen in Privathäusern abgehalten, ohne Orgeln beim Gesang. Die Fehdelust bei oft geringfügigen Punkten raubte auch hier dem kirchlichen Leben die Frische. Manche überkommene Sitte erhielt eine religiöse Weihe. In den Gemeinden mährischer Abstammung, bei Graudenz und Kulm, trug man noch lange nur Heftel an den Röcken. Doch sympathisierten diese mit den Friesen im Norden, während zwei kleine flämische

Gemeinden sich auch hier recht gesondert hielten. Für Schule und Bildung wurde jedenfalls nicht viel gethan, da man ja meistens auch nicht wußte, wie da gemeinschaftlich voran zu gehen wäre. Wichtig ist es, daß zu Montau bei Graudenz **1586** die erste Kirche erbaut werden durfte und 1590 die zweite in Elbing. Die Stadtgemeinden mit ihren höheren Ansprüchen bezogen in der ersten Zeit ihre Prediger oft aus Holland und meistens waren dieses dann vorgebildete Männer. Die Landgemeinden beriefen sich dazu Brüder aus ihrer Mitte durch Wahl. Im ganzen lag der Schwerpunkt des religiösen Lebens in der Familie. Das stille, allem weltlichen Treiben abgewandte, fromme Familienleben bildete im strengen sittlichen Rahmen das jüngere Geschlecht und entwickelte bei diesem in Verbindung mit einfachen, aber ernsten Gottesdiensten und scharfer Gemeindezucht eine solide Religiösität.

IV. Angriffe auf die Gemeinden im 17. Jahrhundert.

11.

Die Angriffe, welche im 17. Jahrhundert auf die Mennoniten gemacht wurden, gewähren zum teil ein komisches Bild. Ihre Gegner waren ja Katholiken und Lutheraner. Traten nun die einen gegen sie auf, so standen ihnen gewöhnlich die andern zur Seite. Für die Mennoniten aber hieß es meistens am Ende jeder Verhandlung, daß sie ihre fernere Duldung durch besondere Abgaben sich erwerben und erhalten sollten.

Im Jahre 1608 beschwerte sich der **Bischof von Kulm** auf dem Landtage zu Graudenz darüber, daß der Marienburger Werder mit Wiedertäufern und Samosatanern angefüllt sei. Da aber nahmen sich die Magistrate von Danzig, Elbing und Marienburg der Angegriffenen an und wiesen auf eine im Jahre 1585 von der preußischen und polnischen Regierung angenommene Verständigung hin, in der es hieß: „Wir versprechen uns einander für uns und unsere Nachkommen, daß wir wegen unseres verschiedenen Glaubens kein Blut vergießen, noch irgend einen an Ehre oder Güter kränken wollen." Die Beamten der genannten Städte meinten entschieden, daß dieser Religionsfriede auch den Mennoniten zugute komme und so vermochte der Bischof doch nicht, mit seinem Angriff etwas auszurichten.

12.

Willibald von Harberg, Hof- und Kammerherr des polnischen Königs Wladislaw IV. wußte 1642 von demselben eine Verfügung zu erschleichen, in der es hieß, daß die Güter der Mennoniten, namentlich in Danzig und Elbing, der Staatskasse zufallen sollten, weil dieselben ohne Bewilligung des Königs die andern Bürger im Handel geschädigt hätten. Das Dokument zeigte, daß dem Könige die Kenntnis der Sachlage fehlte und daß im Grunde Harberg die Güter zum Geschenk erhalten sollte. Nach Veröffentlichung des Befehls erbot er sich auch sofort, den Mennoniten ihr Eigentum zu lassen, wenn sie ihm eine hohe Geldsumme bezahlten. Sie weigerten sich dessen und beriefen sich auf ihre Kontrakte. Darauf schickte er ihnen aber militärische Einquartierung. Um dieser zu entgehen, zahlten die meisten bedeutende Summen, so daß er an 50,000 Thalern von ihnen erpreßte. Da aber legten sich die Landstände ins Mittel, verklagten Harberg, — und als auch die Mennoniten in einer Eingabe an den König ihre Rechte und Verhältnisse schilderten — zerriß dieser das Reskript und versicherte den Mennoniten in einem besondern Privilegium die Erhaltung ihrer bisherigen Freiheiten.

13.

Eine neue Gefahr drohte den Gemeinden einige Jahre später durch das energische Vorgehen der Regierung gegen die Socinianer, die sich in Polen weit verbreitet hatten. Jahre lang geduldet, wurden sie 1648 des Landes verwiesen. Eifrige Staatsbeamte und Geistliche waren schnell fertig, bei dieser Gelegenheit auch die Mennoniten anzugreifen. Da aber erschien ein Edikt des Königs, das ihnen in jeder Beziehung Religionsfreiheit gewährte und jeden Angriff auf sie verbot.

14.

Der Woiwode von Pommerellen machte im Jahre 1676 einen fanatischen Angriff auf die Mennoniten, indem er auf den Landtagen gegen sie auftrat und ihre gänzliche Vertreibung durchzusetzen versuchte. In diesem Jahre hatten die Mennoniten in den Werdern sowie auch die andern dort Wohnenden durch Deichbrüche und Überschwemmungen schwer gelitten. Der Woiwode vertrat nun die Ansicht, daß Gott solche Katastrophen über das Land dafür verhängt habe, daß dort so viele Häretiker wohnten. Danzig namentlich bezeichnete er als ein Nest der Ketzer. Es gelang ihm, den Adel auf seine Seite zu bringen, und so sah es für die Mennoniten recht gefährlich aus. Aber nun traten die Vertreter von Marienburg und andern Städten für sie ein und erklärten die Mennoniten für fleißige, fromme Leute, welche ihre Länder gut in stand hielten, bei Deichbrüchen und -bauten sehr wertvolle Dienste leisteten und so dem Staate großen Nutzen brächten. Man sehe bald, wo ein fauler, versoffener Bauer und wo ein arbeitsamer, nüchterner Mennonit wohne. Außerdem gingen einige Beamte zum Könige und zeigten ihm den großen Schaden, den das Land durch die Vertreibung der Mennoniten erleiden würde, — aber auch den Vorteil, den der Woiwode dadurch zu gewinnen hoffte. Da ließ der König den schon gegen sie ergangenen Befehl zerreißen und nahm sie in einem Reskript des Jahres 1678 in seinen besondern Schutz, so daß der feindliche Plan ihnen schließlich nur gute Früchte brachte. Es gefiel Gott, die bösen Anschläge der Feinde seiner Kinder zu nichte werden zu lassen.

V. Die ersten staatlichen Privilegien.

15.

Staatliche Anerkennung wurde den Mennoniten in den erwähnten Schutzbriefen vom Jahre **1642**, 1660 und 1694 von der polnischen Regierung in sehr rühmlicher Weise erteilt. Recht weitläufig wird in denselben auseinander gesetzt, daß sie sich durch das Bauen der Deiche und Dämme am Haff, dem Drausensee, der Weichsel und Nogat, — ferner durch das Reinigen des Bodens vom Gestrüpp und die gewinnreiche Bearbeitung desselben als ein sehr wertvolles Bevölkerungselement erwiesen haben. Ja, heißt es unumwunden, sie haben dem Lande einen Dienst geleistet, wie ihn sonst niemand in solch vorzüglicher Art hätte zu leisten verstanden.

16.

Staatliche Rechte werden ihnen darum auf Grund ihrer Leistungen gewährt. Sie sollten zunächst im Besitz ihrer Güter und alten Gewohnheiten bleiben dürfen. Unter „alten Gewohnheiten" scheint man einmal ihren traditionellen Beruf als Landmann und die Art und Weise ihrer religiösen Übungen verstanden zu haben. Sie sollten dieselben so weiter pflegen dürfen, wie ihnen das früher schon durch die Behörden der Staatskirche eingeräumt worden war. Allgemein jedoch scheint man darunter auch den besondern Bekenntnispunkt der Wehrlosigkeit verstanden zu haben, obschon derselbe nicht ausdrücklich erwähnt wird.

17.

Spezielle Privilegien wurden den Mennoniten sodann in den Schutzbriefen des polnischen Königs Johann III. vom Jahr **1694** und dann besonders in einem Erlaß des Königs August II. vom Jahr **1732** erteilt. In der Urkunde vom Jahre 1732 heißt es ausdrücklich, daß sie ins Land gerufen worden seien, um die wüsten Gegenden des Werders urbar zu machen, daß sie hierin Vorzügliches geleistet und darum besonderer Vorrechte würdig sind. Sie sollen darum ihre Religion frei ausüben dürfen; ihre Gottesdienste in Privathäusern und andern Orten freihalten, — eigene Schulen mit eigenen Lehrern einrichten dürfen; ebenso ihre Jugend unterrichten und taufen und ihre Leichen frei begraben. Alle ihnen bis dahin gewährten Rechte und Befreiungen in geistlichen und weltlichen Dingen sollen ihnen erhalten bleiben.

Diese, den Mennoniten von den polnischen Königen, die doch Anhänger der römischen Kirche waren, gewährten Privilegien — schufen ihnen eine **staatliche Sonderstellung**, welche ihnen ein teures Kleinod wurde, das sie gegen große Opfer bis auf die Gegenwart, wenn zuletzt auch nur noch teilweise, festgehalten haben.

18.

Die Folgen dieser Anerkennung machten sich natürlich fühlbar nach innen und nach außen. In den Städten gab man ihnen das Bürgerrecht, so in Elbing schon um 1610. Ebenso wurde ihnen an mehreren Orten erlaubt, Kirchen zu bauen. Um 1660 errichtete die friesische Gemeinde in Danzig ihr eigenes Gotteshaus. Auf dem Lande wurden ihnen die von ihnen unter Kultur gebrachten Ländereien immer wieder in Pacht gegeben, bis sie schließlich ihr Eigentum waren. Damit hörte das Bewußtsein auf, nur Fremde zu sein. Sie fühlten sich als Bürger, welche zu bescheidenen Ansprüchen berechtigt seien.

VI. Äußeres Ergehen im 18. Jahrhundert.

19.

Preußens Erhebung zum Königreich schuf aus dem kleinen Lande einen Militärstaat, der bald alle Kräfte des Landes für das Schlachtfeld bildete. Damit kam auch für die Mennoniten ein neuer Abschnitt in ihrer Geschichte. Die politische Entwicklung ihres Heimatlandes veranlaßte sie, sich ihrer konfessionellen Eigentümlichkeit sehr lebhaft bewußt zu bleiben und namentlich ihren Bekenntnispunkt von der Wehrlosigkeit immer aufs neue zu betonen. Auf Schritt und Tritt wurden sie bald dazu genötigt, vor König und Volk davon zu zeugen, daß Kriegsruhm und militärische Tüchtigkeit nicht Dinge seien, die sich mit der völligen Nachfolge Jesu vereinbaren lassen.

20.

Preußens erster König erwies sich den Mennoniten günstig, da er ihren Wert als Landleute erkannte. Den in der Schweiz verfolgten Täufern offerierte er Aufnahme in seinem Lande und Befreiung vom Kriegsdienst. Somit übte er auf die Berner Regierung so einen Druck aus, daß dieselbe 1710 eine bedeutende Anzahl derselben auswandern ließ. Die meisten blieben in Holland und nur wenige Familien zogen nach Litthauen, in die Gegend am Memel, und ließen sich dort nieder.

21.

Die wenigen **Mennoniten in Litthauen** gerieten jedoch unter Friedrich I. von 1713—1740, dem Soldatenkönige, in große Aufregung. In seiner Jagd nach hochgewachsenen Gardisten nahm er es leicht, daß seine Werber auch

einige junge Männer aus ihrer Mitte ergriffen und dabei sich in den Wohnungen der Mennoniten schändlich benommen hatten. Diese jedoch waren über eine solche Verletzung ihrer Rechte so aufgebracht, daß sie mit Auswanderung drohten. Das aber erbitterte den König dermaßen, daß er ihnen sofort befahl, das Land zu räumen. Dadurch gerieten sie in große Not. Aber die Hamburger und Danziger und sogar die Amsterdamer Gemeinde standen ihnen bei, so daß sie sich im polnischen Preußen niederlassen konnten. Einige Familien blieben in Königsberg zurück, und der Stadtrat befürwortete ihr Dortbleiben so energisch beim Könige, daß dieser endlich zustimmte unter der Bedingung, daß sie Zeug- und Wollenfabriken anlegten.

22.

Im Jahre 1730 verfügte derselbe König die **Ausweisung aller Mennoniten** aus seinem Staate, weil sie bei ihm als Socinianer verdächtigt worden waren. Auch ihre Abneigung gegen den Soldatenstand war ihm sehr unsympathisch. An ihrer Stelle sollten andere Christen ins Land gerufen werden, welche den Waffendienst nicht scheuten. Infolge davon flüchteten an 100 Familien nach Holland. Das bewog die niederländische Regieruug, sich beim Könige für die Mennoniten zu verwenden. Aber auch seine eigenen Behörden reichten Vorstellungen ein, in denen sie auf die Verluste hinwiesen, welche dem Lande durch den Wegzug der Mennoniten würden zugefügt werden. So wohnen, hieß es, in Königsberg 17 Familien, welche wertvolle Gewerbe treiben und dadurch die Einkünfte der Stadt wesentlich heben. Der König überlegte sich die Sache noch einmal und zog seinen Befehl zurück.

23.

Im polnischen Preußen hatten die Mennoniten um diese Zeit auch zu leiden. Die römische Geistlichkeit erging sich in Gelderpressungen gegen sie. Namentlich bedrängte der

Bischof von Kulm die in seinem Gebiet wohnenden rücksichtslos. Da kamen diesen die niederländischen Brüder zu Hilfe, so daß sie die Habgier des Bischofs befriedigen konnten.

Ähnlich erging es den Mennoniten in **Danzig** durch den charakterlosen König August von Sachsen. Auf Verleumdungen neidischer Geschäftsleute hin befahl er ihnen 1750, alle ihre Läden und Geschäftshäuser zu schließen. Sie wandten sich nach Holland um Hilfe, und die niederländischen Mennoniten veranlaßten ihre Regierung, sich beim polnischen König für ihre bedrängten Glaubensgenossen zu verwenden. Ja, die Amsterdamer Börse verweigerte der Stadt Danzig eine Anleihe, weil sie den Mennoniten so garstig gegenüberstand. Das verschnupfte den Stadtrat gewaltig. Daß seine bedrängten Mitbürger solche Verbündeten hätten, erschien ihm neu. Dem liederlichen August aber war es nur um Geld zu thun. Als die Danziger Gemeinden mit Hilfe anderer seine Habsucht befriedigt hatten, durften die geschlossenen Geschäfte wieder eröffnet werden.

24.

Friedrich d. Gr. gewährte bald nach seinem Regierungsantritt den Mennoniten in Ostfriesland, das in preußischen Besitz übergegangen war, die nachgesuchte Bestätigung ihrer bisherigen Freiheiten, namentlich die Befreiung vom Kriegsdienst. Sie zahlten dafür eine Entschädigungssumme von 600 Thl. Ebenso schonte er die Mennoniten in Ostpreußen, obschon die dortigen Ortsbeamten oft genug versucht hatten, sie zu Rekruten auszuheben. Es war daher natürlich, daß sich die unter Polens zweifelhaftem Schutz stehenden Gemeinden im Weichselgebiet darnach sehnten, auch preußische Unterthanen zu werden und daß sie es als ein freudiges Ereignis feierten, daß Westpreußen i. J. 1772 dem großen Friedrich zufiel. Im historisch merkwürdigen Schloß Marienburg huldigten sie ihrem neuen Landesherrn

mit reichen Gaben ihrer Landesprodukte. Sie zögerten aber auch nicht, ihm die von den polnischen Königen erhaltenen Gnadenbriefe vorzulegen und ihn um ein ähnliches Dekret zu bitten.

25.

Das Privilegium, um das die Mennoniten durch zwei Delegaten, H. Donner u. J. Busenitz, in Potsdam noch besonders einkamen, erfolgte i. J. **1780.** Es wird ihnen in demselben versichert, daß sie im Genuß ihrer Glaubensfreiheit, Gewerb und Nahrung verbleiben sollen, — so lange sie sich als treue und fleißige Unterthanen bewähren würden und ihre Abgaben prompt entrichten. Namentlich sollen sie von allen militärischen Verbindlichkeiten befreit sein gegen eine jährliche Extrasteuer von 5000 Thl. an die Kadettenschule zu Kulm. Es heißt wörtlich: „Genannte Privilegien bestätigen wir den Mennisten vor uns und unsern Nachkommen an die Krone, daß sie, so lange sie besagte Summe jährlich entrichten und sich sonst überall als getreue und gehorsame Unterthanen beweisen, auf ewig von allem Militärdienst befreit sein sollen.“

Damit waren die preußischen Mennoniten für eine vom Staat anerkannte, besondere Konfession erklärt. Ihre Seelenzahl wird auf 12,603 angegeben.

VII. Innerer Bestand der Gemeinden im 18. Jahrhundert.

26.

Der innere Bestand der Gemeinden verfestigte sich im ganzen in den aus Holland herübergebrachten Einrichtungen. Manche Gemeinden, wie die Danziger, unterhielten überhaupt einen zum teil lebhaften Verkehr mit den holländischen Glaubensgenossen. In allen Gemeinden erhielt sich der Gebrauch der holländischen Sprache beim Gottesdienst bis um **1750**. Ja, in Danzig wurde noch 1778 die Taufhandlung in holländischer Sprache gehalten. Streng standen die flämische und friesische Richtung einander gegenüber. Die Flaminger belegten jeden mit dem Bann, der zu den Friesen überging und nahmen einen von dort nur durch eine nochmalige Taufe auf. Meistens kam es zu solchen Beziehungen nur durch Verheiratungen. Heiratete ein flämisches Glied in eine friesische Gemeinde, so nannte man das eine „Außentrau," gerade so, wie wenn er ein Glied der lutherischen Kirche geheiratet hätte. In beiden Fällen traf ihn der Ausschluß aus der Gemeinde. Das führte zu vielen peinlichen Verhandlungen, in denen die bloße Gemeinderegel oft höher stand als Barmherzigkeit und suchende Liebe. Die Prediger wurden durch Wahl und Loos gewonnen. Sie dienten ohne Gehalt, obschon es in einem Schriftstück heißt, es sei Pflicht der Gemeinde, für den Unterhalt ihres Hirten zu sorgen. In der Regel wählte man eben begüterte Leute in den Lehrdienst. Manche sehr bindende Gemeindegesetze wurden einfach durch die Ältesten abgefaßt. Die Predigten wurden meistens vorgelesen. Von Erbauungsstunden neben den formellen Gottesdiensten findet sich

wenig. Von den Lebensbewegungen der lutherischen Kirche, dem Pietismus, blieben die mennonitischen Gemeinden unberührt, ebenso aber auch im ganzen von der rationalistischen Denkweise jener Tage. Kant in Königsberg blieb ihnen eine unbekannte Größe. Still und abgeschlossen pflegten sie das ererbte Erkenntnisgut weiter, freilich oft in Formen, die manches Monotone und Starre an sich hatten.

Von besonderer Bedeutung war die Erbauung mehrerer Kirchen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, so um 1757 in fünf Gemeinden, nämlich zu Heubuden, Orlofferfelde, Ladekopp, Fürstenwerder und Tigenhagen, wozu der Bischof von Kulm die Erlaubnis gab. Im Jahre 1770 erbaute die Gemeinde in Königsberg ihr eigenes Gotteshaus und etwas später die zu Ellerwald. Wesentlich wichtig für die Gemeinde war auch der Umstand, daß sie ihre Schulen mit eigenen Lehrern besetzen durften.

Ebenso wurde der Verkehr der Prediger der Gemeinden untereinander von Segen für die Pflege des gesammten kirchlichen Lebens. Gemeinschaftliche Konferenzen ordneten die Herausgabe eines Gesangbuches, eines Glaubensbekenntnisses und eines Katechismus. Namentlich letzteres Werk legt durch seine Gediegenheit und gesunden Lehrgehalt für den damaligen Erkenntnisstandpunkt der Gemeinden ein rühmliches Zeugnis ab und wird es deshalb noch heute sehr allgemein gebraucht. Charakteristisch ist ja schon die erste Frage: „Was ist das Notwendigste, wonach ein Mensch in diesem Leben trachten soll?“

27.

Cornelius Regehr. Einen interessanten Einblick in die damaligen Zustände der Gemeinden gewährt die kurze Lebensskizze genannten Mannes, der unweit Marienburg in der Gemeinde Heubuden aufwuchs und wirkte. Er erzählt, wie er in seiner Jugend tiefe Eindrücke von dem Ernst des

Lebens empfing und durch eine Predigt über Jer. 14, 7—9 in seinem 14. Jahre erweckt worden sei. Er mied nun die leichtfertige Gesellschaft seiner Altersgenossen und versteckte sich Sonntags lieber im Backhäuschen des Gartens, um hier die gehörte Predigt niederzuschreiben. Er fühlte sich dabei sehr selig. An den Winterabenden las er die Bibel durch. Dadurch erwarb er sich den Ruf eines rechtschaffenen und frommen Jünglings, und das machte ihn selbstzufrieden, so daß er an seinem innern Leben viel verlor. Zu einer neuen innern Lebensbewegung kam er beim Eintritt in den Ehestand, und als er bald darauf zum Prediger gewählt wurde, so trieb ihn das recht sehr ins Gebet. Anfangs schrieb er seine Vorträge nieder und las sie ab, nachgerade erschien ihm das aber als ein Mangel an Gottvertrauen, und er fing an, frei zu predigen. Das brachte ihm Ruhm ein, und er hatte gegen Ehrgeiz zu kämpfen. In große innere Verlegenheit gerieth er durch seine Erwählung zum Ältesten im Jahre 1770. Er nahm es mit seinen Amtspflichten sehr ernst und war auch in den andern Gemeinden ein gern gesehener Gast. Seine Aufzeichnungen zeigen an ihm eine einfache, aber auf persönliche Heilserfahrung gegründete Frömmigkeit. Im Jahre **1794** machte er eine Reise nach Chortitz, zu der neuen südrußischen Ansiedlung, wo ihn, fern von der Heimat und den Seinen, der Tod hinraffte. Hier, wie daheim, blieb er noch lange in dankbarer Erinnerung.

28.

Hans v. Steen. Einen weitern Einblick in die kirchlichen Verhältnisse jener Zeit gewähren die Mitteilungen des Danziger Ältesten Hans v. Steen an einen süddeutschen Amtsbruder. Derselbe hatte ihm ein Lied gesandt, wofür ihm H. v. Steen dankt und ihm bemerkt, daß er es auch andern mitgeteilt hat, und daß es mit vieler Liebe „umhälst“ und gesungen wurde. Über die

Feier des heiligen Abendmahls, sagte er, daß der Prediger nach einem knieenden Gebet vor die Gemeinde tritt, das Brot segnet, und seinen Mitdienern zuerst davon giebt und dann durch die Versammlung geht und es austeilt, während diese passende Lieder dazu singt. Hernach segnet er auch den Kelch, trinkt zuerst selbst daraus und reicht ihn dann seinen Amtsbrüdern. Dann schenkt er die übrigen Kelche ein, welche von den Diakonen durch die Gemeinde getragen werden. Der ganze Gottesdienst währt an 3—4 Stunden. Das Fußwaschen übt man nur daheim an aus der Ferne gekommenen Geschwistern. Glieder, die aus der Gemeinde verziehen, erhalten ein Attest. Gesungen wird (um 1750) noch aus dem holländischen Gesangbuch, mitunter auch aus den Lobewasser Psalmen. Vor und nach der Predigt wird knieend gebetet. Die Taufe wird an Erwachsenen erteilt. Sie an 12 und 13jährigen Kindern zu üben, hält man für kindisch. Er erwähnt, daß die bei Kulm wohnenden Gemeinden weder Knöpfe noch Schnallen, sondern Heftel und Bänder an den Röcken tragen, die Bärte lang wachsen lassen und nach dem Abendmahl die Fußwaschung üben. In Danzig, meint er, stellen sie keine so strengen Regeln auf in Bezug auf Kleidertracht, obwohl sie auch gegen Hoffart predigen. Betreffs der holländischen Gemeiuden steht er unter dem Eindruck, daß sie noch immer sehr an Streitigkeiten leiden. Er kennt Decknatel und dessen Verkehr mit den Herrnhutern. Ebenso steht er mit Jakob Denner in Altona in gutem Einvernehmen. Überhaupt erweist sich Hans v. Steen in dem Schreiben als ein Mann, dem es um das Seelenheil seiner Gemeinde ernstlich zu thun ist und der das Wohl seiner ganzen Gemeinde priesterlich auf dem Herzen trägt. In seiner Stellung gegen andere kommt das Wort des Apostels ergreifend zum Ausdruck: „Achtet euch unter einander einer den andern höher als sich selbst.“ Er starb 1781 in einem Alter von 76 Jahren.

29.

Gerhard Wiebe, Ältester der Gemeinde zu Ellerwald und Elbing, ist durch seine Aufzeichnungen aus der Zeit von 1787—1795 ebenfalls besonders bemerkenswert. Er liefert in denselben einen höchst interessanten Einblick in den Stand des kirchlichen Lebens jener Zeit. So bemerkte er, daß die Jugend erst einen, wenn auch nur kurzen, Katechismusunterricht erhält, ehe sie getauft wird; und auch, daß ihr vorher das Glaubensbekenntnis vorgelesen wird. Die Gemeindezucht wird gewissenhaft gehandhabt. Meistens heißt es, wegen Tanzen, Trinken, Streithändel und Unzucht seien diese und jene ausgeschlossen worden. Die Ältesten und Prediger pflegen gemeinschaftliche Beratungen und stellen Satzungen fest, deren Verletzung den Ausschluß aus der Gemeinde bewirkt. Mit den Hutterschen Mennoniten in Rußland steht man in einem gewissen Verkehr, ebenso mit den Brüdern in der Pfalz. Auch daheim beginnt man mit der friesischen Richtung toleranter zu verkehren. Er erzählt, daß eine Partei derselben dahin gestrebt habe, nicht mennonitisch geborenen Leuten den Anschluß an die Gemeinden unmöglich zu machen. Die Sache sei bis an den König gegangen. Dieser habe jedoch entschieden, daß unter gewissen Bedingungen jeder in seinem Lande sich da hinwenden dürfe, wo er seine Seligkeit am besten zu finden hoffe. Um 1790 haben dann die flämischen auch einen friesischen Prediger bei sich auftreten lassen; ebenso fing man dann an, ein friesisches Gemeindeglied mit einem bloßen Attest aufzunehmen. Viel trug zu dieser friedlichen Stellung gegen einander ein Schreiben der Amsterdamer Gemeinde bei, welches berichtete, daß sie bei Verheiratungen alle die alten Trauungslinien außer acht setzten. Nicht wenig machte um diese Zeit die Auswanderung nach Rußland dem Lehrdienst zu schaffen.

30.

Die Mennonitengemeinschaft eine Kolonie. Durch die den Gemeinden gewährte staatliche Sonderstellung wurden sie von allen andern Bürgern in einer Weise isoliert, daß alle von mennonitischen Eltern geborenen Kinder, ganz nach der Auffassung der Staatskirche, von vornherein als Glieder einer besondern Genossenschaft angesehen wurden, denen als solche gewisse Ausnahmegesetze gehörten, wie etwa den Juden zur Zeit Christi in der Diaspora. Es lag in der ganzen Stellung der Mennoniten die bestimmte Erwartung, daß sie sich um eine Verbreitung ihrer Grundsätze nicht besonders bemühen würden. Heiratete ein Mennonit ein Glied der Landeskirche, so schloß ihn das von seiner Gemeinde aus. Nach der Anordnung der Regierung mußten die Kinder solcher Mischehen in der Konfession des nichtmennonitischen Teils erzogen werden. Wollten sie später der mennonitischen Gemeinde beitreten, so hatten sie dazu Freiheit, obschon in jedem Falle eine besondere obrigkeitliche Erlaubnis hiezu eingeholt werden mußte. Es wurden der Gemeinschaft auf diesem Wege manche Glieder gewonnen, besonders durch freier denkende Ältesten, wie H. Donner. Im ganzen aber bürgerte sich die Auffassung ein, daß die kirchlichen Linien mit den bürgerlichen zu verschwimmen hätten und so kam es, daß eine der mächtigsten Lebensbezeugungen der Kirche unausgebildet blieb — das Wachstum nach außen. Die Kirchengemeinde wurde Ortsgemeinde und die Gemeinschaft eine Kolonie, wo der angeerbte kirchliche Rahmen in vielen Fällen stärker war als die persönliche Überzeugung.

VIII. Die norddeutschen Gemeinden.

31.

Wie die **ostfriesischen** und **niederrheinischen** Mennoniten, — also die Gemeinden zu Emden, Norden, Leer, Krefeldt und Neuwied eine besondere Gruppe bilden, so auch die zu Altona und Friedrichstadt. Die erstere Gruppe gelangte erst im 18. Jahrhundert zur äußern Sicherheit, vorher war sie mancherlei Bedrückungen ausgesetzt. Friedrich d. Gr. gewährte den ostfriesischen Gemeinden gegen ein Schutzgeld Befreiung vom Kriegsdienst. In Sprache und Sitte blieben aber diese Gemeinden mit den holländischen verbunden und erst in neuerer Zeit sind sie deutsch geworden. Im zähen Festhalten am niederländischen Volkstum sind ihnen die Mennoniten in den Elbherzogtümern sehr ähnlich.

32.

Nach **Hamburg** und **Altona** kamen die ersten holländischen Taufgesinnten noch vor d. J. 1580. Bald erhielten sie Freiheit, sich dauernd anzubauen, Geschäfte zu treiben und ihrem Bekenntnis zu leben, wenn auch in großer Stille. Ihre Versammlungen hielten sie an beiden Orten. Aus der ersten Zeit fehlen geschichtliche Urkunden, doch weiß man, daß die Glieder der Gemeinde zu Wüstenfelde, wo Menno Simon starb, nach Altona zogen. Ein Ältester, Michael Steffens, war der dritte nach ihm. Die Gemeinde zu Hamburg-Altona wuchs rasch heran, indem sich flämische, friesische und hochdeutsche Mennoniten ihr anschlossen, so daß hier Glieder dieser Richtungen von 1641 an eine geeinigte Genossenschaft bildeten. Im Jahre 1648 erhielten sie vom dänischen Könige ihr erstes Privilegium.

33.

Taufstreitigkeiten. Zu Ende des 17. Jahrhunderts entstanden in dieser Gemeinde lebhafte Streitigkeiten über die Form der Taufe. Nach alten Nachrichten übten die alten Flaminger auf speziellen Wunsch auch die Untertauchungstaufe, indem sie Badewannen und Färbekessel dazu benützten. Menno Simon hat, so weit sich darüber etwas Genaues feststellen läßt, nur die Begießungstaufe geübt. Die von ihm hinterlassene Gemeinde wußte nur von dieser Form. Wahrscheinlich ist der erste Anlaß zu den Debatten über die Art der Taufe von Holland herübergetragen worden, wo ja die Kollegianten die Untertauchung vertraten, trotzdem aber mit den Mennoniten freundlich verkehrten. In Hamburg-Altona aber waren die Verhandlungen hierüber von Anfang an sehr gereizter Art. An 17 Personen, heißt es, traten auf und verlangten, es solle die Taufe durch Untertauchung vollzogen werden; ebenso solle vor dem Abendmahl das Fußwaschen stattfinden; zudem solle es bei Nacht gefeiert und dabei nur ungesäuertes Brot gebraucht werden. Die Vertreter der alten Formen zeigten aber große Härte und so traten die „Dompelaars" aus und gründeten eine eigene Gemeinde, welche später in Jakob Denner † 1746 einen tüchtigen Prediger erhielt. Er war seines Berufes ein Blaufärber, bewies aber viel Geschick für geistliche Arbeit. Viele seiner Predigten wurden gedruckt und bis in unsere Zeit herein gelesen.

34.

Gerrit Roosen. Der begabteste und einflußreichste Prediger der alten Gemeinde im 17. Jahrhundert war Gerrit Roosen, einer alten Familie entsprossen, welche aus dem Jülicherlande nach Hamburg geflüchtet war. Er war ein erfolgreicher Geschäftsmann, als er 1649, 37 J. alt, zum Diakon gewählt wurde. Im Jahre 1660 wurde

er zum Prediger und drei Jahre später zum Ältesten berufen. Infolge seiner Begabung und liebevollen Hingebung an sein Amt brachte seine Wirksamkeit der Gemeinde großen Segen. Seine geschäftlichen Kenntnisse leisteten ihm bei der Erbauung einer neuen Kirche, der Anlegung eines Gottesackers und der Führung der Gemeindebücher gute Dienste. Sehr entschieden trat er für das Festhalten am väterlichen Bekenntnis ein und stand daher auf seiten der Sonnisten. Er und seine Gemeinde fühlten sich eben damals mit den holländischen Gemeinden noch eng verwachsen. Als aber Galenus de Haan 1678 nach Altona kam, und einige Brüder ihn hören wollten, wurde eine Unterredung mit ihm gehalten und da dieselbe befriedigend ausfiel, so durfte er die Kanzel besteigen. Es beweist dieser Vorfall die weitherzige Gesinnung Roosens und daß es ihm um die Hauptsache zu thun war. Davon zeugen auch seine Schriften. Durch diese und ausgedehnte Predigtreisen in Holland und Preußen wirkte er für das Wohl der ganzen Gemeinschaft. Er starb 1711, nahezu 100 Jahre alt, mit dem Ruf, ein rechter Mennonit, von echtem Schrot und Korn gewesen zu sein.

35.

Die weitere Entwicklung der Gemeinde gestaltete sich sehr erfreulich. Auch in materieller Hinsicht stand sie recht günstig da. Viele ihrer Glieder waren zu bedeutendem Vermögen gekommen. Manche beteiligten sich an der Grönlandsfischerei und der dortige Wallfischfang wurde auch von mennonitischen Wallfischfängern betrieben. Als es sich 1673 um die Erbauung der neuen Kirche handelte, bestimmten die Grönlandsfahrer fünf Prozent des Reingewinns jenes Jahres für den neuen Bau. Und so groß war der Profit in diesem Jahr, daß die betreffende Summe die Baukosten beinahe deckte. Aber im Jahre 1713 wurde die Kirche

durch schwedische Soldaten niedergebrannt. Dies Unglück trug dazu bei, die beiden Gemeinden näher zusammen zu bringen. Zuerst benutzte die alte das Gotteshaus der Dompelaars, bald aber vereinigten sich beide Teile zu einer Gemeinde und bauten die niedergebrannte Kirche neu auf. Sehr rege beteiligte sich die Gemeinde an der Unterstützung der verfolgten Glaubensgenossen in allen Ländern. Als in Holland 1849 eine eigene Mission ins Leben trat, da schloß sich die Hamburg-Altonaer Gemeinde sofort an diese Bewegung an und hat sie bis jetzt unterstützt.

36.

Die Gemeinde zu Friedrichstadt an der Eider entstand mit der Gründung dieses Ortes. Unter der milden holsteinischen Regierung durften sich hier 1623 neben andern holländischen Flüchtlingen auch Mennoniten niederlassen. Auch hier machten sie sich durch die Erbauung von Deichen und Dämmen sehr nützlich, so daß ihnen bald ein Privilegium erteilt wurde, das ihnen staatlich erlaubte, sich anzubauen und ihrem Bekenntnis gemäß zu leben. Und bald blühten hier drei Gemeinden auf, die sich jedoch vereinigten. Mit Holland blieb man in regem Verkehr. Im Jahre 1703 zählte die Gemeinde 178 Abendmahlsgenossen. Dann aber wurde ihre Zahl durch Unglücksfälle, wie Krieg und Pest, sehr gemindert. Doch auch andere Umstände trugen dazu bei, die Gemeinde zu schwächen. Den außerhalb der Stadt wohnenden Leuten war es sehr schwer, am Gemeindeleben so recht Anteil zu nehmen, weil sie, besonders im Winter, infolge der schlechten Wege daheim bleiben mußten. Privatzusammenkünfte aber waren verboten. Ebenso trug ein zu zähes Festhalten an der holländischen Sprache dazu bei, der Jugend den Anschluß an die Gemeinde zu erschweren. Deren Umgangs- und Schulsprache war die deutsche. Am Sonntag nun

sollten sie einen weiten Weg zur Kirche machen, um dort eine lange holländische Predigt anzuhören, die sie nicht halb verstanden. Ebenso mußte der holländische Katechismus auswendig gelernt werden. Das veranlaßte manche, sich der Landeskirche zuzuwenden. Im J. 1803 zählte die Gemeinde nur noch 30 Abendmahlsglieder. Trotz tüchtiger Prediger — hier wirkte viele Jahre Carl J. van der Smissen — hat sich seitdem ein neues Wachstum derselben nicht herbeiführen lassen.

IX. Bedrängnisse der preußischen Gemeinden am Schluß des 18. Jahrhunderts.

37.

Die Landfrage. Infolge der raschen Vermehrung der Gemeinden und ihres wirtschaftlichen Erfolges war im Laufe der Zeit immer mehr Grundbesitz in ihre Hand übergegangen. Um 1785 eigneten die Mennoniten ein Areal von 2000 Hufen, mehr als 80,000 Acres. Die Regierung fing an zu fürchten, die Wehrkraft des Landes würde geschwächt werden, wenn derjenigen Grundbesitzer immer weniger würden, welche zum Kriegsdienst herangezogen werden könnten. Somit erschwerte sie in einem Erlaß v. J. 1789 den Ankauf von weitern Gehöften seitens der Mennoniten. Trotzdem wußten letztere auch weiterhin bedeutende Erwerbungen zu machen, weil sie imstande waren, hohe Preise zu bezahlen. Da erschien aber ein Dekret von der Regierung, welches nicht nur jeden weitern Landankauf der Mennoniten verbot, sondern auch eine Verminderung ihres Grundbesitzes anstrebte. Als Berufszweige standen ihnen aber nur die Landwirtschaft und die Betreibung kleiner Kaufläden offen. Wohin nun mit dem Überschuß der Bevölkerung? — Das wurde unter ihnen eine brennende Tagesfrage.

38.

Kirchliche Lasten. Dadurch, daß viele Güter lutherischer Einwohner in mennonitische Hände übergingen, kamen manche Kirchspiele der Staatskirche in peinliche Lagen. Ihre Pastoren erhielten meistens lange nicht den Gehalt, welchen die Stelle eigentlich bringen sollte. Manche der-

selben hatten kaum genug, um leben zu können und diese wandten sich nun an die Regierung um eine Änderung der bestehenden Gesetze. Einige hatten sogar die Mennoniten gerichtlich zu Zahlungen zwingen wollen, hatten aber den Prozeß verloren. Die Regierung verfügte aber nun, daß die Mennoniten in den lutherischen Kirchspielen den Dienern der Landeskirche ebenso viel zu zahlen hätten, wie die frühern Besitzer der Grundstücke. Dadurch häuften sich ihre Abgaben bedeutend und bange Sorgen um die Zukunft beschäftigten alle Denkenden. In vielen Häusern rief man Gott an um Licht und Leitung in diesen Schwierigkeiten, besonders auch, als ein weiterer Erlaß der Regierung verfügte, daß die in den letzten Jahren zu den Mennoniten Übergetretenen die Befreiung vom Waffendienst nicht mehr genießen sollten.

39.

Auswanderung nach Rußland. Wie eine außerordentliche Führung Gottes mußte es den preußischen Mennoniten in ihrer Bedrängnis erscheinen, daß ihnen i. J. 1886 besondere Einladungsdekrete der russischen Kaiserin Katharina II. zugingen, in welchen ihnen so günstige Bedingungen zur Ansiedlung im großen Zarenreich gemacht wurden, daß wohl niemand daran zweifeln konnte: Dort öffnet uns der Herr eine weite Thür. Gen Osten wendete sich somit der Blick aller Bedrängten. Delegaten reisten hin und brachten gute Kunde zurück und im Sommer d. J. 1788 zog die erste Gruppe der russischen Auswanderer nach den Ufern des Dnjeper und legte im folgenden Jahr, 1789, den Grund zu der mennonitischen Kolonie Chortitz. Hunderte von Familien folgten und sagten dem alten Heimatlande Lebewohl, wohin ihre Vorfahren aus Holland gezogen waren, wo sie im Laufe der Jahre das Holländische abgestreift und Deutsche geworden waren in Sprache und Gesittung. Nun war hier aber eine weitere Einwan-

derung von Mennoniten verboten und eine normale Entwicklung des bestehenden Gemeinwesens unmöglich gemacht worden. Rußland aber öffnete ihnen seine weiten Steppen. Hier war der Finger Gottes nicht zu verkennen. Wohl legte die preußische Regierung der Auswanderung bald Hindernisse in den Weg, aber die Aussichten im fernen Osten auf ein reiches Maaß von religiöser Freiheit und ein besseres irdisches Fortkommen waren zu verlockend als daß man sich leicht abschrecken ließ. Die Dableibenden ernteten den Vorteil, daß sie von der Regierung in vielen Fällen rücksichtsvoller behandelt wurden.

X. Bedrängnisse während der Freiheitskriege.

40.

Schwere Zeiten waren es, welche im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts für den preußischen Staat, besonders aber auch für die Mennoniten kamen. Im Jahre 1806 sank auf dem blutigen Schlachtfeld zu Jena das äußerlich so glänzende Gebäude des preußischen Staates zusammen. Napoleon I. diktierte einen Frieden, welcher dem unglücklichen Lande fast unerschwingliche Lasten auferlegte. Bald verlangte der Patriotismus von jedem Bürger jedes Opfer, das zu bringen er fähig war. Es war natürlich, daß nun die Mennoniten mit ihrer Sonderstellung in die peinlichsten Lagen kamen. Es gehörte eine tiefgegründete Überzeugung dazu, den von den Vätern überkommenen Bekenntnispunkt von der Wehrlosigkeit festzuhalten. Ihre Bereitwilligkeit, dem Staate zu geben, was ihnen ihr Gewissen irgend erlaubte, haben sie in diesen Zeiten bis zur Erschöpfung bewiesen; sie haben aber auch den Punkt festgestellt, wo das im Bekenntnis der Wehrlosigkeit gebundene Gewissen die Ansprüche des Staates zurückzuweisen hat.

41.

Die patriotische Gesinnung der Gemeinden trat gleich zu Anfang der schweren Zeit in rührender Weise zutage. Als der König Friedrich Wilhelm III. mit der edlen Louise vor Napoleon nach dem Osten seines Reiches floh, da machte ihnen in Graudenz der mennonitische Landwirt Nickel mit seiner Frau ihre Aufwartung. Letztere setzte

der Königin einen großen Korb mit Butter zu Füßen; Nickel aber überreichte dem König im Namen der Gemeinden ein Geschenk von 30,000 Thaler. Die Mennoniten brachten ihre Sparpfennige, welche sie infolge ihres Fleißes und ihrer einfachen Lebensweise erübrigt hatten. Der König wurde durch diesen Beweis loyaler Gesinnung gegen ihn tief gerührt und that später das Seinige, um den Gemeinden die ihnen gegebenen Freiheiten zu erhalten.

42.

Opfer über Opfer waren es freilich, was die Mennoniten in diesen Jahren der Neueinrichtung des preußischen Militärwesens und während der Freiheitskriege zu bringen hatten — und manche derselben brachten sie aus eigenem Antrieb. Als die Regierung unter ihnen im Jahre 1810 eine Anleihe erhob, da fügten sie den gezeichneten Summen noch 10,000 Thaler als Geschenk hinzu, um so den Neid ihrer Nachbarn zu entkräften, welche sie gern als ungerecht Begünstigte ansahen. Während der Belagerung von Danzig beteiligten sich die dortigen Mennoniten an der Löscharbeit. Als dann im Jahre 1813 die Freiheitskriege jede Kraft des Landes beanspruchten, da erklärten sich auch die Mennoniten zu speziellen Opfern bereit. Der geforderte Beitrag von 500 Pferden und 25,000 Thalern überstieg jedoch beinahe ihre Kräfte und nur durch gegenseitige Mithilfe konnte er gebracht werden. Trotzdem wollte man bald darauf die mennonitische Mannschaft zu Fuhrleuten 2c. ausheben und nur durch die bestimmte Erklärung der Ältesten, daß jede Beteiligung am Krieg gegen ihr Gewissen ging, konnte der erlassene Befehl aufgehoben werden. Aus Dankbarkeit schenkten die Gemeinden nun an Geld 6000 Thaler und 6000 Ellen Leinwand. Außer diesen Extraabgaben zahlten die Gemeinden ihr jährliches Schutzgeld von 5000 Thaler. Kein Wunder, daß viele Familien um diese Zeit aus Furcht vor Verarmung die Heimat verließen und nach Rußland zogen.

43.

Der Landsturm. Zum schärfsten Zusammenstoß zwischen dem mennonitischen Bekenntnis von der Wehrlosigkeit und derjenigen Form des Kriegswesens, die am ersten als gerechtfertigt erscheint und der erlaubten Notwehr am nächsten steht, — nämlich dem Landsturm, kam es ebenfalls im Jahre 1813. Dem Aufgebot zu demselben sollten auch die Mennoniten folgen, aber ihre Ältesten erklärten sehr bestimmt, daß das ein Bruch ihres Bekenntnisses wäre. Dadurch gerieten die Nachbarn derselben in Wut und es fehlte nicht an Spott und drohenden Reden gegen sie, wenn man zu den Übungen zusammenkam. Ja, der Militärgouverneur erließ ein Rundschreiben, in dem er erklärte, daß der Landsturm eben nur im Augenblick der äußersten Notwehr gegen den einbrechenden Feind aufgerufen würde und daß die persönliche Beteiligung daran eben so richtig sei, wie wenn man sich gemeinsam gegen Wasserfluten schütze, eine Feuersbrunst bekämpfe oder Diebe mit Gewalt fange. Sehr schneidig sagte er, — wer sich vom Landsturm ausschließen wollte, der entsage damit der Würde eines freien Mannes und verdiene nur Verachtung. Die Mennoniten aber reichten eine Bittschrift beim Könige ein, in der sie erklärten, alles leisten zu wollen, was nicht gegen ihr Gewissen ging. Sie hatten ja in letzter Zeit im ganzen 90,000 Thaler an Extraabgaben an die Kriegskasse abgeliefert. Nach ihrem Bekenntnis jedoch — **dürfe sich die Selbstverteidigung nicht bis zur Tötung eines Feindes erstrecken, — und in demselben Augenblick, wo ein Mennonit am aktiven Kriege teilnimmt, mag die Form desselben Landsturm heißen oder einen andern Namen haben, hört er auf, Mennonit zu sein.** Infolge dieser Erklärung wurden sie durch einen besondern königlichen Erlaß auch vom Landsturm freigesprochen. Bei der Belagerung von Elbing

stellten die dortigen Mennoniten Ersatzmänner, welche sie bezahlten. Ebenso machten es die Mennoniten in Ostfriesland.

44.

Die mennonitische Gemeindezucht ein Staatsverbrechen? Es ließen sich in diesen kriegerischen Zeiten einige junge Männer durch den sie auf allen Seiten umwogenden Patriotismus dazu verleiten, ihr vor der Gemeinde abgelegtes Glaubensbekenntnis zu verleugnen und sich als Soldaten anwerben zu lassen. Daraus zogen einige Beamte den Schluß, als sei der Grundsatz der Wehrlosigkeit bei den Mennoniten teils veraltet, teils werde er nur der äußern Bequemlichkeit wegen aufrecht erhalten. Wiederholt mußten die Ältesten in besondern Erklärungen auf die Bekenntnisse und Geschichte ihrer Vorfahren hinweisen und ihre Stellung rechtfertigen. Da die Betreffenden aus der Gemeinde ausgeschlossen wurden, so kam es zu sehr peinlichen Verhandlungen, wo das väterliche Bekenntnis und eine aufrichtige Vaterlandsliebe mit einander rangen. Charakteristisch wurde der Fall eines gewissen **D. v. R.** aus Elbing, welcher sich 1815 hatte anwerben lassen und bei Waterloo mitkämpfte. Da ihn die Gemeinde ausschloß, so wandte er sich an die Obrigkeit mit der Bitte, die Gemeinde zu veranlassen, ihren Beschluß über ihn aufzuheben. In seiner Eingabe bemerkte er, daß er mit Bewußtsein von seinem abgelegten Glaubensbekenntnis abgewichen sei, als er dem Rufe des Vaterlandes Folge geleistet habe. Aber, sollte ihm nun dieser Schritt sein Lebensglück zerstören? da seine Frau mit ihm, als einem mit dem Bann belegten, nicht zusammen leben wollte. Der angerufene Gerichtshof gab ihm recht und meinte, die Gemeinde verhöhne die Regierung, wenn sie einen ihrer Genossen ausstoße, weil er dem königlichen Ruf zu den Waffen gefolgt sei. Als sodann die Ältesten der andern Gemeinden sich auf einer Konferenz mit

dem Standpunkt der Gemeinde zu Elbing einverstanden erklärten, — wurden sie sämtlich für Verächter der Obrigkeit erklärt und zu Geldstrafen verurteilt. Diese aber wandten sich an einen höhern Gerichtshof mit der Vorstellung, daß ja die Mennoniten eine vom Staat anerkannte religiöse Genossenschaft seien und somit sei ihr Bekenntnis von der Wehrlosigkeit keine Verhöhnung der Obrigkeit. Der Gemeinde dürften ja auch erst erwachsene Leute beitreten, welche aus eigenem Antrieb bei der Taufe diesen Bekenntnispunkt annehmen. Außerdem wäre am Anfang der Kriegszeit von allen mennonitischen Kanzeln darauf hingewiesen worden, daß es sich jetzt sehr ernst um diesen Punkt handeln würde; mithin solle ein jeder seine Stellung zu demselben und der väterlichen Gemeinschaft nochmals prüfen, ob er Mennonit bleiben und auf alle militärischen Ehren verzichten wolle, welche im Soldatenstand gewonnen werden könnten. Wer nun doch, sagten die Ältesten, die Waffen ergreife, der entsage sich damit seiner Gemeinde und schlösse sich selber aus. — Die Angelegenheit ging bis vor den König, welcher dieselbe einem Konsistorium übergab. Dieses aber entschied zu Gunsten der Ältesten und so wurde D. v. R., der zudem ein unsauberer Charakter war, mit seiner Beschwerde abgewiesen.

45.

Diese Bekenntnistreue der Gemeinden in diesen Kriegszeiten verdient besondere Anerkennung. Der Freiheitskrieg ließ die Führung der Waffen als eine religiöse Sache erscheinen. In schwungvollen Versen besangen die Dichter den „heiligen Krieg" und mit flammenden Worten begeisterter Vaterlandsliebe feierten Patrioten, wie Ernst Moritz Arndt, den Beruf eines Wehrmannes. Wer da nicht mitmachte, der mußte sich seiner Sache sicher sein. Und es zog auch die junge Mannschaft der Mennoniten nach den Exerzierplätzen, um sich hier in des Königs Rock kleiden

zu lassen und sich denen anzuschließen, welche ihre Schulkameraden gewesen waren. Es war für sie nicht leicht, sich als „Feiglinge“ verspotten zu lassen, die sich gern von andern beschützen lassen wollten, selber von männlichem Mut aber, hieß es, nichts hatten. Ebenso waren sie ja auch für natürliches Rechtsgefühl zugänglich. Wie vieler Felder hatten die Franzosen verwüstet; wie vieler Wohnungen z. B. in Danzig in Flammen aufgehen lassen! Und schon 1794 hatte die Regierung jedem Mennoniten volle Befreiung von irgend welchen staatlichen Beschränkungen zugesagt, der die militärischen Pflichten übernehmen würde. Dazu kam der Umstand, daß sich die rheinischen Mennoniten seit 1803 den Kriegsdienst hatten aufdrängen lassen. Beispiele ziehen. Aber mit bewunderungswürdiger Zähigkeit hielten die Ältesten an dem ausgesprochenen Bekenntnissatz fest. Bis zur Tötung des Feindes darf sich die Notwehr eines Christen nicht erstrecken. Und die Gemeinden folgten ihnen. Die Lokalbehörden ließen darauf den Mennoniten sogar irgendwelche Gewehre abfordern, die sie hatten; sie höhnend, daß die Benutzung derselben in irgend einer Weise dann ja auch unrecht sein müsse. Darauf erklärten aber die Gemeinden, daß sie derselben gegen wilde Tiere bedürftig seien und so ließ die Regierung den Punkt wieder fallen. **Es hat somit das preußische Mennonitentum in dieser Periode in einzigartiger Weise gezeigt, bis wohin ein mit dem Bekenntnis der Wehrlosigkeit verwachsener Christ die Forderungen des Staates bejahen darf und wo er sich um seines Glaubens willen von Menschen nehmen lassen will, was sie ihm nehmen können.**

XI. Die letzten Kämpfe der Gemeinden um ihre Sonderstellung.

46.

Das Frankfurter Parlament. Nach dem Schluß der Freiheitskriege kam für die Gemeinden eine 30jährige Ruhezeit. Die Regierung ließ sie in ihren Rechten unangetastet, besonders auch, weil sich ihre Zahl und der ihnen gehörende Grundbesitz nicht mehrte, indem der Überschuß der Bevölkerung eben nach Rußland auswanderte. Ja, bezüglich ihrer Abgaben an die Landeskirche war sogar bedeutende Erleichterung eingetreten. In behaglicher Abgeschlossenheit und Ruhe lebten somit die Gemeinden ihren enggezogenen Interessen. Da kamen i. J. 1848 die hochgehenden Wogen politischer Veränderungen und bald erkannten viele Tieferblickende in den Gemeinden, daß mit der neuen Gestaltung der Dinge auch eine neue, ernste Zeit für den konfessionellen Standpunkt der wehrlosen Christen hereinbreche. Das zeigte sich sehr bestimmt, als das Frankfurter Parlament den Satz aufstellte: „Das religiöse Bekenntnis darf den staatsbürgerlichen Pflichten keinen Einhalt thun.“ Wohl erhob sich hier eine Stimme für die Mennoniten, aber der Abgeordnete v. Beckerath, aus Krefeldt, selber ein Mennonit, beurteilte die preußischen Gemeinden ganz nach den rheinischen und erklärte —, in dem modernen Staat sei es eine Abnormität, die Mennoniten besonders zu begünstigen.“ Sobald die preußischen Ältesten von diesen Verhandlungen hörten, kamen sie mit einer Erklärung ihres Standpunktes ein, in der sie sich voll und ganz zu den alten Auffassungen bekannten und bemerkten, daß man eine zur innern Wahrheit gewordene Überzeugung nicht wechselt wie ein Kleid. Die Frankfurter Beschlüsse blieben

nun wohl zunächst auf dem Papier stehen, trugen aber wesentlich dazu bei, daß in den preußischen Gemeinden der angegriffene Bekenntnispunkt lebhaft besprochen wurde.

47.

In ernste Sorgen und Bedenken gerieten die preußischen Mennoniten sodann durch einen Passus in der dem Könige abgerungenen Verfassung, in dem es einfach hieß: „Alle Preußen sind wehrpflichtig.“ Einer nach Berlin entsandten Deputation erklärte der betreffende Minister wohl, es werde mit den Mennoniten beim alten bleiben, — aber jeder aufmerksame Beobachter der neuen Zeitströmung mußte sich sagen, daß bei der vom allgemeinen Volkswillen getragenen Regierung wenig Pietät gegen alte Ausnahmegesetze vorhanden sein werde. Dazu kam der fatale Umstand, daß vielen Gliedern der Gemeinden die staatlichen Beschränkungen lästig waren, so daß sie eine den Staatswünschen entsprechende Änderung herbeisehnten. Ihnen gegenüber schlossen sich die andern zusammen, welche für das väterliche Bekenntniß gern die bisherigen Opfer bringen wollten. Um in keiner Weise mit dem Staate verflochten dazustehen, baten sie die Regierung, sie auch von der Beteiligung an den Schwurgerichten freizusprechen. Die Regierung schlug ihnen diese Bitte jedoch ab, und erklärte, daß das Gesetz ja die Strafe feststelle und nicht die Geschworenen. Zur konservativen Richtung gehörte um 1850 noch bei weitem der größte Teil der Gemeinden. Von ihrer Gesinnung legt ein von einem Ältesten **Fröse** verfaßtes Schriftchen über die Wehrlosigkeit Zeugnis ab. In einfacher Sprache führt er aus, daß diese Lehre wohl nicht mit der heutigen Staatspolitik übereinstimmt, daß sie aber in den Worten Christi und seiner Apostel guten Grund hat. „Wer da glaubt, er dürfe auch als Christ in die Schlacht ziehen,“ heißt es, — „den wollen wir nicht richten. Da uns aber eine andere

Erkenntniß zuteil geworden ist, so dürfen wir unser Gewissen nicht mit Dingen beschweren, welche wir von unserem Friedenskönig verboten wissen."

48.

Auswanderung nach Rußland. An einer weitern Erhaltung der Sonderstellung in Preußen verzweifelnd, entschlossen sich eine Anzahl von Familien, eine neue Auswanderung nach Rußland in Fluß zu bringen. Hierzu mußte jedoch eine besondere Erlaubnis von der russischen Regierung ausgewirkt werden, da die früheren russischen Einwanderungsgesetze hinfällig geworden waren. Ebenso mußte man einen neuen Ansiedlungsplatz suchen, da der Süden Rußlands für eine größere Kolonie keinen günstigen Ort mehr bot. So entsandte man denn eine Deputation nach St. Petersburg, um mit der Regierung zu verhandeln, und nach der Krim und der Gegend an der Wolga, um das hier noch offen liegende Land zu prüfen. In der russischen Hauptstadt fand sich in dem Staatsrat v. Köppen, ein eifriger Gönner der Sache, welcher den neuen Einwanderern dieselben Glaubensfreiheiten auswirkte, deren sich die alten mennonitischen Kolonien erfreuten. Die Deputation entschied sich für die Gegend östlich von der Wolga, bei Saratow und Samara, als dem neuen Ansiedlungsplatz. Hier wurden in den J. v. 1853—1859 vier Dörfer angelegt und bald blühte auch diese Kolonie günstig auf. Die Auswanderung nahm jedoch keinen großen Umfang an, da sich nur ca. 200 Familien daran beteiligten.

49.

Eine freiere Auffassung des Waffendienstes als einer Sache der Not, zu der sich auch der Christ von der Obrigkeit zwingen lassen dürfe, bahnte eben ihren Weg in immer breitere Kreise der Gemeinschaft, je langsamer die Re-

gierung mit entschiedenen Maßregeln vorging. Man suchte die Mennoniten bei der Bildung der Bürgerwehr heranzuziehen, nahm davon jedoch auf Vorstellungen der Ältesten hin wieder Abstand. Zur selben Zeit jedoch, wo diese im Namen ihrer Gemeinden versicherten, es sei ihnen mit der Wahrung der Wehrlosigkeit ernsteste Gewissenssache, gelangten aus ihren Gemeinden Eingaben an die Regierung, in denen freudige Bereitschaft für die Übernahme des Staatsdienstes ausgesprochen wurde. Zur Bildung solcher Gesinnung trugen die im Druck erschienenen Ausführungen eines **Professor Mannhardt**, Glied der Danziger Gemeinde und Dozent an der Berliner Universität, wesentlich bei. Er machte geltend, daß sich der mennonitische Bekenntnispunkt von der Wehrlosigkeit überlebt habe und mit den modernen Staatseinrichtungen nicht vereinbart werden könne. Er meinte, die Mennoniten der früheren Zeit hätten damit nur einen gewissen „Protest" gegen die münsterschen Rotten und die rohe Soldateska jener Zeit abgelegt. In unsern Tagen sei derselbe aber farblos, wo die allgemeine Wehrpflicht ein ganz anderes Militär schaffe, und wo der Bürger nur auszieht, um sein Vaterland zu verteidigen. Wie stichhaltig das ist oder auch nicht, mag man beim Gedanken an den Krimkrieg, den amerikanischen Bürgerkrieg, den deutschen Bruderkrieg d. J. 1866 und die englischen und französischen Raubkriege in China, Indien und auf Madagaskar erwägen. Den wesentlichsten Zug des Mennonitentums sah Mannhardt in der Selbstbestimmungsfreiheit jedes einzelnen. Er meinte, so wie sich der Mennonit des 16. Jahrhunderts gegen den Waffendienst erklärt habe, so dürfe man sich jetzt für denselben entscheiden, ohne sein Bekenntnis zu verletzen. Daß seine Darstellung irreführend ist, und mit jedem Begriff von konfessioneller Eigentümlichkeit in Widerspruch steht, muß jedoch bald einleuchten. Denn jede kirchliche Genossen-

schaft sondert sich von andern durch eine gewisse Summe von Lehrsätzen und kirchlichen Riten ab, mithin darf sich das einzelne Glied nur innerhalb dieser Linien bestimmen und nicht im Widerspruch mit denselben: insofern er letzteres thut, schwächt er seine konfessionelle Stellung oder verleugnet dieselbe. In dem Maße, in welchem Mennoniten den Bekenntnispunkt der Wehrlosigkeit abschleifen oder fallen lassen, werden sie konfessionell farbloser und inhaltsloser. Es lag jedoch in dem allgemeinen Standpunkt der Gemeinden, daß die freien Ansichten Mannhardts eine viel weitere Zustimmung fanden, als man gedacht hätte.

50.

Der radikale Antrag Lietz' im Jahre 1861. Im Januar dieses Jahres reichte der genannte Abgeordnete von Marienburg im preußischen Abgeordnetenhaus einen Entwurf ein, nach welchem alle Mennoniten mit dem 21. Lebensjahr wehrpflichtig sein sollten. Die Gemeinden entsandten sofort eine Deputation nach Berlin, um der Regierung ihren konservativen Standpunkt zu erklären. Man ließ sie wohl vor, zeigte ihnen aber auch, daß ihre bisherigen Beziehungen zum Staat nicht fortdauern könnten. Der König bemerkte ihnen, daß seine Macht eben auch beschränkt sei, seit der Staat eine Volksvertretung habe. Einer der Minister meinte, sie würden Sanitätsdienste leisten müssen; ein anderer sagte ganz offen, daß sie sich ein ander Land suchen müßten, wenn sie für den Staat nicht mehr leisten wollten. Um den Beamten und dem weitern Publikum zu klareren Anschauungen über die Sonderstellung der Mennoniten zu verhelfen, schrieb der schon genannte **Prof. Mannhardt** eine recht verdienstvolle Schrift über „Die Wehrfreiheit der preußischen Mennoniten,“ in welcher er aus den mennonitischen Lehrschriften und Bekenntnissen sowie aus ihrer Geschichte nachwies, daß die Wehrlosigkeit ein wesentliches Stück der konfes-

sionellen Stellung der Mennoniten bilde, daß sie mit ihren fundamentalsten Anschauungen eng verwachsen sei, und daß diejenigen unter ihnen ihr ursprüngliches Glaubensbekenntnis änderten, welche diesen Punkt schwächten oder fallen ließen. Da nun die Mennoniten als solche ins Land gerufen worden seien und staatlichen Schutz zugesichert erhalten hätten, so könnte eine Änderung in ihrer Sonderstellung nicht ohne ihre Einwilligung eintreten. Er meinte dann freilich auch, daß der größte Teil der Gemeinschaft für eine gewisse Änderung bereit wäre.

51.

Die Kabinetsordree v. J. 1868. Allen Zweifeln und Fragen der Gemeinden hinsichtlich ihrer staatlichen Verpflichtungen machten zwei obrigkeitliche Verfügungen ein Ende. Das Bundesgesetz v. J. 1867 hob die mennonitische Sonderstellung einfach auf. Eine Kabinetsordre vom März d. J. 1868 verfügte jedoch, daß bei den Nachkommen der älteren Mennoniten von der Ausbildung mit der Waffe abzusehen sei, wenn dieses gegen ihr Gewissen ginge, und daß sie statt dessen zu Krankenwärtern, Schreibern und Trainfahrern ausgehoben werden sollten.

Damit hatte die mehr als 300jährige Sonderstellung der preußischen Mennoniten eigentlich ihr Ende erreicht. Damit waren für diese nun auch alle staatlichen Beschränkungen gefallen. Für die Gemeinden aber, sowie für jeden einzelnen, wurde es nun ein Stück bitterer Notwendigkeit, sich betreffs der neuen Verfügung mit seinem Gewissen auseinanderzusetzen. Man ging in drei Richtungen auseinander. Eine kleine Anzahl entschloß sich zur Auswanderung nach Amerika. Von den Dableibenden übernahmen etwa die Hälfte gleich den vollen Staatsdienst; die andern nützen die Vorrechte der Kabinetsordree, was von vielen jungen Leuten nicht geringe Selbstverleugnung verlangt, so daß sich die Zahl der letztern rasch verkleinert.

XII. Innere Entwicklung der Gemeinden seit den Freiheitskriegen.

52.

Ein bloßes Gewohnheitschristentum bürgerte sich wie in andern Teilen der Kirche, so auch bei den Mennoniten während der Zeit der äußern Ruhe ein. Die Angriffe der Behörden auf die Sonderstellung der Gemeinden waren jedesmal von den Ältesten so erfolgreich zurückgeschlagen worden, daß man sich allgemein dem süßen Vertrauen überließ, so werde es einfach weiter gehen. Die Ältesten aber gelangten durch ihre Vertretung der Gemeinden zu einer Machtstellung, die das mennonitische Gemeindeprinzip oft übersah. Ihre Ansicht über kirchliche Fragen sollte die Sache oft von vornherein entscheiden und ihr geistiger Horizont das kirchliche Leben der Gemeinden bestimmen. Bei meistens völligem Mangel an Fachbildung betonten sie ängstliche Abgeschlossenheit nach außen und dürftige Elementarschulkenntnisse sollten jeden mit einem genügenden Maaß an Bildung für das Leben ausstatten. Somit verlief das kirchliche Leben in steifem Rahmen. In keiner Weise sollten alte Formen verbessert werden. Für irgend welche neuen Lebensbewegungen war man unzugänglich. Das Interesse für Mission fand nur langsam Eingang. Eine gewisse kirchliche Stagnation war daher unvermeidlich. Die Taufe wurde in vielen Fällen ein vorwiegend bürgerlicher Akt; denn er befähigte zum Eintritt in die Ehe. Bei vielen wurde das Christentum in äußere Ehrbarkeit und gute Wirtschaftlichkeit umgesetzt. Da war es denn natürlich, daß sich viel weltlicher Ton und sündhaftes Treiben einbürgern konnte. Das eigene Schulwesen ging ein und die vom

Staat angestellten Lehrer unterrichteten die mennonitische Jugend nach lutherischen Lehrbüchern. Was letztere daher von Bekenntnis und Geschichte der eigenen Gemeinschaft wußte, war äußerst wenig, da der kurze Taufunterricht sich eben nur mit einigen Hauptpunkten befassen konnte. Zu wenig wurde an der Jugend gearbeitet; zu allgemein blieb man in den Anschauungen der Landeskirche hängen, daß ein äußeres Wissen das Christentum ausmacht. Und selbst auf diesem Standpunkt blieb man hinter sehr billigen Forderungen zurück. Als mit den 50er Jahren die konfessionellen Kämpfe kamen, da zeigte sich ein großer Teil der Gemeinden sehr gleichgiltig gegen wesentliche Punkte ihrer Eigenart. Man hatte es an der konfessionellen Bildung zu sehr fehlen lassen.

53.

Familienleben und Sittlichkeit. Trotz dieser dunkeln Züge des kirchlichen Lebens, die es erklären, wie es kam, daß so viele den Bekenntnispunkt der Wehrlosigkeit fallen zu lassen bereit waren, als die Ältesten die allgemeine Geltung desselben noch unumwunden betonten, bewahrten sich die Gemeinden in vielen Familien ein reiches Kapital von der einfachen, aber biedern Frömmigkeit der Väter und die Linien strenger Sittlichkeit wurden nur selten übertreten. Mit den Mennoniten hatten es die Kriminalgerichte so selten zu thun, daß Statistiker diesen Punkt besonders anmerkten. Fremden heimelte das stille, abgeschlossene, bei fleißiger Arbeit und ländlichen Erholungen verlaufende Leben auf mennonitischen Bauernhöfen oft ungemein an. Zeigte sich das Christentum bei vielen wenig in auffallender Weise nach außen, so war es um so gediegener nach innen, war oft mehr abzuspüren als abzuhören. War auch der kirchliche Tisch oft mager besetzt, so hielt andererseits das einfache, fromme Leben der Prediger und Eltern die jungen Leute bei der Gemeinschaft, so daß sich nur wenige in andere Kreise verloren.

In geräuschloser Weise bildete sich auch das Interesse für Bibelgesellschaften und Mission in einzelnen Familienkreisen, so daß der Kasse der Berliner Bibelgesellschaft und der Mission der Brüdergemeinde schon in den 20er und 30er Jahren des 19. Jahrhunderts von da aus mancher Beitrag zuging.

Der wirtschaftliche Erfolg der Mennoniten rief natürlich den Neid ihrer Nachbarn hervor, ja man beschuldigte sie sogar der List und Unehrlichkeit. Solche jedoch, die vorurteilsfreie Beobachtungen machten, wiesen solche Anklagen zurück. Ihre Vorsicht im Geschäftsleben, welche die preußischen Mennoniten als niederländisches Erbe ihrer Väter besaßen, — verbunden mit trockenem Ernste, wurde ihnen als Schelmerei ausgelegt; ihr Geschick im Handeln als Verschlagenheit. Solche, die sie jedoch in längern geschäftlichen Beziehungen kennen gelernt hatten, rühmten ihre Zuverlässigkeit. Der Oberhofprediger Starke schrieb daher am Ende seiner Geschichte der Mennoniten, daß man ihnen ihren blühenden Zustand wohl gönnen dürfe, den sie sich durch ihre Betriebsamkeit und stille Frömmigkeit geschaffen hätten.

54.

Jakob Mannhardt. Weil die Gemeinden eine ängstliche Abgeschlossenheit nach außen übten, so gingen wenig gelehrte Leute aus ihrem Schooße hervor, wenige solche, welche etwa schriftstellerisch auf eigene oder fremde Kreise hätten wirken können. Seitdem der Verkehr mit Holland aufgehört hatte, wußten auch die wenigsten irgend Entsprechendes über ihre Glaubensgenossen außerhalb des Weichselgebietes. In dieser Beziehung hat der genannte Mann einen segensreichen Umschwung herbei führen helfen. Er stammte aus der Gemeinde zu Altona, hatte eine gründliche Gymnasialbildung genossen und auf der Universität Tübingen Theologie studiert. Im Jahre 1835 berief ihn

die Danziger Gemeinde zu ihrem Prediger mit 600 Thaler Gehalt. In Danzig hatten sich ja die beiden Gemeinden vereinigt, und dieselbe hatte nun als Stadtgemeinde Mühe, auf die alte Weise zu einem Prediger zu kommen. Sie befand sich in der Lage, schon 1824 einen vorgebildeten Prediger mit Gehalt anstellen zu müssen, dessen Nachfolger Mannhardt wurde. Dieser wirkte in **Danzig** mit sichtbarem Segen. Er war ein entschiedener Charakter, streng gegen sich selbst und festgegründet auf dem Boden evangelischer Erkenntnis. Auch die mennonitischen Sonderlehren waren ihm teuer. Zu einigen stand er jedoch schwankend. So ließ er z. B. die Kindertaufe soweit gelten, daß er nicht nur solche, die klein getauft waren, ohne die Erwachsenentaufe aufnahm, sondern auch von dem großen Segen der Taufgnade redete, welcher sie bis dahin so viel verdankten. Damit ist aber die Kindertaufe im Prinzip anerkannt. In anderer Beziehung hat er sich dagegen um den Bau seiner Gemeinschaft mannigfach verdient gemacht. Um ihre verschiedenen Abteilungen in nähern Verkehr mit einander zu bringen und ihr konfessionelles Bewußtsein zu kräftigen, gründete er 1854 die **„Mennonitischen Blätter“**, eine Monatsschrift, welche in genannter Hinsicht viel geleistet hat und weit größern Segen noch gebracht hätte, hätten die Gemeinden die tiefgreifende Bedeutung so eines Blattes, als eines kirchlichen Sprechsaals, anerkannt. In dieser Hinsicht fehlte es ihnen jedoch an Einsicht. Als es sich um die Wehrfrage handelte, hielt Mannhardt dafür, die Mennoniten dürften wohl Sanitätsdienste leisten. Damit stimmten viele Prediger der Gemeinden nicht und auch in Rußland beschuldigte man ihn, daß er das väterliche Bekenntnis angreife. Trotzdem fehlte er selten auf den Predigerkonferenzen, indem er ein friedliches Zusammengehen der Mennoniten, auch bei Verschiedenheit in der Auffassung einzelner Ansichten, sehr befürwortete, damit die

ohnehin kleine Zahl nicht noch kleiner werde. Im Jahre 1878 feierte er sein 50-jähriges Amtsjubiläum und im Jahre 1885 trug man ihn zu Grabe.

55.

Andere Männer, welche auf die Entwicklung der Gemeinden tonangebend einwirkten, waren besonders **Carl Justus van der Smissen**, Prediger der Gemeinde zu Friedrichstadt, und **B. C. Roosen**, Prediger zu Altona. Ersterer übersetzte das Glaubensbekenntnis von Ries in die deutsche Sprache und Roosen schrieb eine recht fesselnde Biographie von Menno Simon. Ebenso machten beide Predigtreisen durch die Gemeinden, um diese kennen zu lernen und ihren konfessionellen Standpunkt zu befestigen. Ersterer ging in den sechziger Jahren nach Amerika als Lehrer an die theologische Schule zu Wadsworth, Ohio. Letzterer blieb in Altona in einem reichen Wirkungskreise. Diese beiden bildeten mit Jacob Mannhardt und dann einigen ihnen gleichgesinnten Amtsbrüdern in der Pfalz — Molenaar, Ellenberger, Löwenberg, Risser — einen Freundeskreis, der um die Mitte des 19. Jahrhunderts alle Lebensbewegungen unter den deutschen Gemeinden zu fördern suchte, namentlich auch schrieben sie wertvolle Artikel für die „Mennonitischen Blätter.“ Und eine Reihe jüngerer Amtsbrüder schloß sich ihnen an. Leider hatte das Blatt nur eine sehr bescheidene Cirkulation, und auch die erwähnten Schriftchen blieben sehr unbeachtet. Schon die meisten Prediger in den Landgemeinden hatten wenig Sinn für eigene Litteratur. Das eigentlich Konfessionelle war so wenig gepflegt worden, daß man einer Verarmung in dieser Beziehung gleichgiltig zusehen konnte.

XIII. Gegenwärtiger Bestand.

56.

Andere Verhältnisse sind in vielen Beziehungen eingetreten, seitdem die staatliche Sonderstellung der Gemeinden gefallen ist und damit alle Beschränkungen bezüglich des Landerwerbs und der Wahl des Berufs gestrichen worden sind. Der koloniale Charakter der Gemeinschaft ist freilich noch nicht zu Ende gekommen. Die durch die Kabinetsordree vom Jahre 1868 gewährten Begünstigungen gelten eben nur den Nachkommen der älteren Mennonitenfamilien, und da finden es viele derselben vorteilhaft, auf den alten Erbstücken wohnen zu bleiben, oder nicht weit zu verziehen. Nach altüberlieferten Gemeindegesetzen schloß sich zudem ein jeder selbst aus der Gemeinde aus, der ein Glied einer andern Konfession heiratet. Beide Umstände wirken mit, den Zuwachs von außen wesentlich zu hemmen. Infolge dieser Umstände und der stattgefundenen Auswanderung hat die Zahl der preußischen Mennoniten in der letzten Zeit auch eher ab- als zugenommen. Die Stadtgemeinden und auch einige Landgemeinden haben das strenge Heiratsgesetz denn auch schon fallen gelassen. Ebenso ist man bezüglich der Berufswahl weitherziger geworden. Immer größer wird die Zahl derer, welche höhere Lehranstalten beziehen und nicht mehr zum alten, väterlichen Broterwerb, der Landwirtschaft, zurückkehren. Damit fallen mehr und mehr die bürgerlichen und gesellschaftlichen Schranken, welche bis dahin den Gemeinden eine wesentliche Stütze ihres Bestandes gewährt haben; daraus erwächst denselben aber auch die Aufgabe, sich ihre Glieder mehr auf dem Wege energischer kirchlicher Thätigkeit zu gewinnen und festzuhalten, als das in vielen Fällen bis dahin geschah. Viele Gemein-

den haben sich in neuerer Zeit sogenannte Korporationsrechte erworben, wodurch sie dem Staate gegenüber vorteilhafter dastehen als früher.

57.

Die Vereinigung der Mennoniten im deutschen Reich, welche i. J. 1866 gegründet wurde, hat auch auf die jüngste Entwicklung der preußischen Gemeinden eingewirkt, obgleich sich die meisten derselben an dieselbe noch nicht angeschlossen haben. Die Aufgaben, welche sich dieselbe stellte, sind nach jeder Seite hin zeitgemäß. Sie erstrebt engern Zusammenschluß der Gemeinden an einander, um dadurch das konfessionelle Bewußtsein zu heben und den Gemeinschaftssinn zu pflegen. Sodann will sie eine fachmäßige Vorbereitung für das Predigtamt in Fluß bringen helfen und zwar teils durch Unterstützung von studierenden Kandidaten für dasselbe, teils durch Anstellung eines mennonitischen Dozenten an der Universität zu Berlin; dann auch dadurch, daß sie passenden Vorbereitungschulen für das Universitätsstudium mit Geldbeiträgen zu Hilfe kommt. In dritter Linie will sie armen Gemeinden helfen, zu fachmäßig vorgebildeten Predigern zu kommen und auch arme Predigerwittwen und -waisen unterstützen. Weiter will sie die auf die Geschichte der Mennoniten und deren Vorfahren sich beziehende Litteratur unter den Gemeinden verbreiten und die Ausarbeitung weiterer eigener Schriften auf diesem Gebiet anregen und fördern. Wie wichtig dieser Punkt erscheint, zeigt der Umstand, daß behufs Prüfung eines Leitfadens der mennonitischen Geschichte für Schulen und Familien eine Kommission eingesetzt wurde, der ein Doktor der Theologie und ein Universitätsprofessor angehörten. Die beigetretenen Gemeinden zahlen jährliche Beiträge. Eine jährliche General-Versammlung bildet die höchste Instanz der Vereinigung. Leider schwächt dieselbe das Vertrauen zu ihr dadurch, daß sie von irgend welchen Bekenntnislinien absieht und solche Ele-

mente tonangebend sein läßt, welche das mennonitisch Konfessionelle in völliger Freiheit von irgend welchen Glaubensnormen aufgehen lassen wollen. Es macht sich nämlich in den norddeutschen Gemeinden eine Strömung geltend, die augenscheinlich mit dem sogenannten Protestantenverein sympathisiert, welcher das Christentum in der Kultur und das Göttliche im Menschlichen sucht. Es ist darum begreiflich, daß vielen preußischen Gemeinden eine Verbrüderung mit solch flachem Wesen nicht zusagte, da bei demselben die Grundwahrheiten des Christentums leicht übersehen werden können. Auch von den süddeutschen Gemeinden haben sich erst einige dieser Vereinigung angeschlossen.

58.

Die Mennoniten im Drama. Nachdem schon früher, in den Jahren 1829 und 1844, je ein dramatisches Produkt erschienen war, welches einen dem Leben der Mennoniten entnommenen Stoff behandelte, erschien im Jahr 1882 von dem bekannten Litteraten **Wildenbruch** ein Trauerspiel, in welchem er den Charakter der Mennoniten, wie er in der Kriegszeit um 1809 hätte beschaffen sein sollen, dramatisch darstellte. In den zwei erstgenannten Dichtungen war den Mennoniten in gebührender Weise Anerkennung gezollt worden, um so unrichtiger ist aber ihr Bild in Wildenbruchs: **„Mennonit"**. Er führt in demselben einen Ältesten vor, in der Nähe von Danzig, dessen Pflegesohn die Tochter desselben liebgewinnt. Aus Unmut darüber, daß ihn ein anderer, älterer Gemeindebruder beim Vater verdrängt, läßt sich der Pflegesohn von dem preußischen Patrioten Schill für die Sache des Vaterlandes gewinnen. Das bringt ihn in den tragischen Konflikt zwischen seiner Liebe zum Vaterlande und dem von ihm bei seiner Taufe angenommenen Bekenntnis seiner Gemeinschaft. Die andern Gemeindeglieder erscheinen als gemeine Schurken, welche ihn den Franzosen

ausliefern, um irgend welchen Verwicklungen zu entgehen. Das führt nun den unglücklichen Liebhaber dazu, das Mennonitentum zu verfluchen und mit demselben zu brechen. Die Franzosen erschießen ihn schließlich als Spion und die Tochter des Ältesten stirbt vor Aufregung. Natürlich erweist sich die hier gebotene Schilderung der Gesinnung der Mennoniten jener Tage allen Geschichtskundigen als vollständig unwahr und unrichtig und in gewandter Weise wiesen Männer wie Pastor **Mannhardt von Danzig** dieses nach und auch in nichtmennonitischen Kreisen wunderte man sich darüber, daß ein Dichter so ungerecht sein konnte. Ein Versuch der Mennoniten, die Aufführung des Dramas zu verhindern, scheiterte an der Freisinnigkeit Kaisers Friedrichs III. So müssen sie es denn wohl ertragen, daß eine solche Karrikatur ihres Gemeindelebens und ihres Patriotismus über die Bühne geht, wo ja in unsern Tagen noch ganz andere, Religion und Moral entstellende Stücke, heimisch werden.

59.

Das gegenwärtige Gemeindeleben befindet sich gewissermaßen in einer Übergangsperiode. Manche alte Einrichtungen stehen noch, manche sind aber sehr im Sinken begriffen und neues Leben muß aus den Trümmern hervorsprossen. Die kirchliche Versorgung der Gemeinden hat schwierige Aufgaben zu lösen, indem viele Glieder vom Lande in die Städte ziehen und hier leicht den Zusammenhang mit der alten Gemeinschaft verlieren können. Die alte Art und Weise, auf dem Wege freier Wahl aus der eigenen Mitte — zu den nötigen Predigern zu kommen, — besteht nur noch in den Landgemeinden. Viele der Prediger derselben bringen für ihren Beruf eine gute allgemeine Bildung mit. Ob sich jedoch diese Art der kirchlichen Versorgung gegenüber den sich steigernden Ansprüchen an das geistliche Amt noch lange halten wird, ist eine

ernste Frage. Mißlich ist es für das ganze Mennonitentum in Norddeutschland, daß es kein eigenes Schulwesen irgend welcher Art besitzt. Ihre Jugend wird in Rahmen der lutherischen Dogmen unterrichtet, da hat also das eigentlich Konfessionelle einen schweren Stand. In neuerer Zeit werden von den Ältesten und Predigern jährliche **Konferenzen** abgehalten, auf denen gemeinsame Fragen erledigt wurden. Unter der Leitung derselben ist ein sehr gediegenes Gesangbuch und Choralbuch herausgegeben worden, ebenso ein gemeinsames Glaubensbekenntnis. In demselben erörtern den alten Bekenntnispunkt von der Gelassenheit oder Wehrlosigkeit eine Reihe von Bibelsprüchen unter der Aufschrift: „Von der Rache.“ Von einer Zusammenfassung derselben in einen Bekenntnissatz hat man abgesehen. Die Beteiligung an der **Mission** ist allgemein geworden und jährliche Missionsfeste werden in allen Gemeinden gefeiert. Die meisten Gelder fließen nach Amsterdam. Aus dem Schooß der Gemeinden sind mehrere Missionarsfrauen hervorgegangen. Wohl in allen Kirchen finden sich gegenwärtig Orgeln. Von einem weiteren kirchlichen Apparat in der Art von wöchentlichen Gebetstunden, Bibelstunden u. s. w. findet sich wenig. Auch heute noch bildet das christliche Familienleben eine der wesentlichsten Stützen der Kirchlichkeit. Leider bürgert sich in immer weiteren Kreisen viel weltlicher Ton und landesübliche Vergnügungssucht ein. Tanzen u. s. w. sind sehr allgemein erlaubte Dinge. Das den Vorfahren eigentümlich Ernste, Zurückgezogene, Einfache und Solide in ihrer ganzen Lebensführung erweist sich auch hier für die heranwachsende Generation als ein Stück, das nicht leicht weiter gebildet werden kann bei der flachen Lebensauffassung unserer Zeit. Auch die preußischen Mennoniten werden das ins 20. Jahrhundert herüber gerettete Erbe der Väter nicht ohne wahre Selbstverleugnung festzuhalten vermögen.

60.

Beim Rückblick über die Geschichte der preußischen Mennoniten notieren wir besonders folgende eigentümlichen Züge derselben:

1. Den Umstand, daß sie nicht nur als arme Flüchtlinge ins Land kamen, sondern teilweise herein gerufen wurden, um wüste Ländereien urbar zu machen. Ihr Wert als Pioniere der Kultur verschaffte ihnen staatliche Duldung, ein Zug, wie er hier zum erstenmal in der mennonitischen Geschichte vorkommt.

2. Diese Tüchtigkeit im Landbau, verbunden mit solider Religiösität und Sittlichkeit, wird die Grundlage von weitgehenden Vorrechten, welche ihnen eine staatliche Sonderstellung einräumen. In besondern Schutzbriefen wird ihnen dieselbe verbürgt. Der militärisch berühmteste König Preußens befreit die Mennoniten seines Reiches vom Waffendienst. Diese Anerkennung ihrer Überzeugung gab den Gemeinden ein lebhaftes Bewußtsein von eigenen Rechten, das in ihrem Verhalten gegen den Staat zum Ausdruck kam.

3. Anders als bei den Waldensern, Täufern und holländischen Mennoniten lag der Schwerpunkt der Gemeinschaft hier in den Landgemeinden. Daraus ergaben sich manche Licht- und Schattenseiten, — so die Tugenden des stillen Christentums, die man ihnen immer nachgerühmt hat — und andrerseits, ein Mangel an neuen Lebensbewegungen, ein oft fruchtloses Hängen am Alten und eine oft zu ängstliche Abgeschlossenheit nach außen.

4. Es fehlen hier sehr auffallend solche Männer, welche wissenschaftliche Bestrebungen pflegen. So scheint während des ganzen 18. Jahrhunderts kein universitätlich gebildeter Mann unter ihnen thätig gewesen zu sein. Ihre herrlichen Erkenntnispunkte kamen kaum über das untere Weichselthal hinaus. Über ihre Geschichte wurden von andern Bruchstücke veröffentlicht. Erst in neuerer Zeit ist

das anders geworden. Eine eigene Geschichte ist aber bis jetzt noch nicht aus ihren Kreisen hervorgegangen. Im Jahre 1886 erschien das sehr gewandt und anregend geschriebene Buch: „Ursprung, Entwicklung und Schicksale der Taufgesinnten oder Mennoniten von A. Brons, einem Glied der norddeutschen Gemeinden;“ aber der zu Tage tretende konfessionelle Standpunkt der Verfasserin deckt sich nicht mit den religiösen Sympathien der preußischen Gemeinden.

5. In weit schärferer Weise als ihre Vorfahren oder auch ihre Glaubensgenossen in andern Ländern haben die preußischen Mennoniten das Bekenntnis der Wehrlosigkeit zum Ausdruck gebracht und vor König und Obrigkeit davon Zeugnis abgelegt. Ganz anders stehen sie freilich heute da. Jetzt heißt es bei ihnen im Blick auf die Befreiungskriege von 1813: „Wir wissen es, daß wir heute nicht unter den Verteidigern unseres heimatlichen Bodens fehlen würden.“ Die Art und Weise, wie sich dieser Wechsel in ihrer Gesinnung vollzogen hat, zeigt allen denen, welche den alten Standpunkt der Väter bewahren möchten, daß derselbe der Gegenstand tiefgehender Belehrung und Übung sein muß, wenn sich das lebhafte Bewußtsein seiner Richtigkeit nicht durch die allgemein vorgetragene Anschauung, daß wahres Christentum und kriegerischer Patriotismus zusammen gehören, verlieren soll.

6. Die Geschichte der preußischen Mennoniten zeigt, welch ein Reichtum von innerer Lebenskraft und zähem Bestande in den mennonitischen Erkenntnispunkten liegt. Im ganzen haben ja die Gemeinden von dem von Holland herübergebrachten Erkenntniskapital gezehrt, ohne in der Art von Litteratur oder Einrichtungen von Schulen und Anstalten demselben wesentlich Neues zugefügt zu haben. Und doch haben die Gemeinden sich erhalten, für ihre Eigentümlichkeiten große Opfer gebracht und durch ihr

sittlich strenges Christentum ein höchst vorteilhaftes Element in der Bevölkerung ihres Landes gebildet. Während die sie umgebenden Lutheraner oft in wüstem Wirtshaustreiben alles Bessere zu Grabe trugen, lebten sie im Rahmen einer stillen Frömmigkeit dahin, ein sprechendes Beispiel dafür, wie die Befolgung der Mahnung Pauli 1. Timoth. 2, 2. für das innere und äußere Leben so hohe Bedeutung hat.

7. Die Entwicklung und der gegenwärtige Standpunkt der preußischen Gemeinden zeigt, daß sich die Vernachlässigung einer schulmäßigen Pflege des Konfessionellen mit der Zeit bitter rächt, indem dadurch der Sinn für eine allseitige kirchliche Selbstversorgung verloren geht, was den eigentümlichen Stand einer jeden kirchlichen Richtung schließlich gefährden muß.

Geschichte der Mennoniten in Rußland.

I. Vorbereitungen zur Einwanderung in Rußland.

1.

Die Veranlassung der Einwanderung von Mennoniten in Rußland ist in zwei Umständen zu suchen; — einmal in der bedrängten Lage der Mennoniten in Preußen, — und sodann in der weitschauenden wirtschaftlichen Politik der russischen Regierung. Immer mehr wurden die Mennoniten in Westpreußen bezüglich weiteren Landerwerbs eingeschränkt und immer schwieriger mußte ihnen die Erhaltung ihrer staatlichen Sonderstellung erscheinen — angesichts der kriegerischen Verwicklungen der westeuropäischen Völker am Ende des 18. Jahrhunderts. Rußland aber hatte der Türkei in langwierigen Kriegen weite Gebiete längs den Küsten des asowschen und schwarzen Meeres abgerungen und wünschte nun, die dort im monotonen Nomadenleben hin und her ziehenden Völker mongolischer Abkunft durch tüchtige, in der Urbarmachung des Bodens erfahrene Leute zu ersetzen. Ebenso lagen längs der großen Flüsse, Don, Dnjepr und Wolga umfangreiche Ländereien, welche der Kultur noch nicht erschlossen waren. Sehr natürlich mußte da die russische Regierung wünschen, deutsche Kolonisten zur Besiedlung dieser Gebiete zu gewinnen, und namentlich auch, in ihnen ihrem eigenen Volk eine Art von „Musterwirten" hinzustellen. Mit genialem Takt wußte sie den Einwanderungslustigen solche Vorrechte zu bieten, daß allen in Deutschland Bedrängten das große Zarenreich als ein Asyl erschien, wo Freiheit des Glaubens und irdisches Fortkommen in weitestem Maßstabe zu haben war.

2.

Der Grundstein der gesamten Kolonisation der genannten Ländereien durch deutsche Einwanderer war das Manifest der russischen Kaiserin Katharina II. vom 22. Juli des Jahres 1763. Es verhieß dasselbe allen Ausländern ungehinderte Einwanderung in Rußland; die Wahl des Wohnortes, ob in der Stadt oder auf dem Lande; es versprach armen Familien Reiseunterstützung und liberale Mithilfe aus der Staatskasse bei der Errichtung von Fabriken; dann Freiheit von Abgaben für längere Zeit; — besonders aber völlige Religionsfreiheit und das Recht, sich in geschlossenen Gruppen auf eigenen Landstrichen niederzulassen, Kirchen und Schulen zu bauen, eigene Pastoren anzustellen, und die innere Verwaltung solcher Ansiedlung von eigenen Beamten versehen zu lassen. Auch sollten solche Kolonien vom Kriegsdienst frei sein und sich der besondern Gunst der Regierung erfreuen. Unter keiner Bedingung sollte es aber den Eingewanderten erlaubt sein, unter den Gliedern der russischen Staatskirche für ihren Glauben Propaganda zu machen.

3.

Deutsche Kolonien an der Wolga. Infolge dieses Manifestes verließen Tausende ihre deutsche Heimat und suchten sich neue Wohnplätze im gastlichen Rußland. Kleinere Gruppen zerstreuten sich in den nördlichen Provinzen und in den Städten. Die größte Anzahl dagegen wandte sich den genannten weiten Steppenflächen zu, um hier geschlossene Kolonien zu gründen. Von besonderer Bedeutung sind die Ansiedlungen der Brüdergemeinde im untern Wolgagebiet bei Saratow geworden mit dem Hauptort **Sarepta.** Dieser Ort wurde 1763 angelegt und zwar mit der bestimmten Absicht, hier für eine lebhafte Missionsthätigkeit unter den dort herumziehenden Kalmüken einen festen Mittelpunkt zu schaf-

fen. Nach einigen Verhandlungen mit der Regierung wurde ihnen für die geplante Missionsarbeit freie Hand gewährt, da die Kalmüken nicht zur russischen Kirche gehören. Es war also die Ausbreitung des Reiches Gottes der leitende Gedanke bei diesem Unternehmen. Trotz vieler Schwierigkeiten gedieh diese Kolonie vorzüglich und glich bald einer Oase in der Wüste, ein Ideal christlichen Stillebens bietend, wie es sonstwo nicht leicht gefunden werden konnte. Am Schluß des 18. Jahrhunderts zählte diese Ansiedlung an 12,000 Seelen. Das gesamte Leben und Treiben bewegte sich in den festen kirchlichen Geleisen der Brüdergemeinde.

4.

Feste Einrichtungen für Ansiedler. Nachdem die russische Regierung auf solche Weise begonnen hatte, ihre weiten Steppen zu beleben und der Kultur zu erschließen, richtete sie eigene Kanzleien ein, welche sich mit solchen Ansiedlungen und deren besondern Bedürfnissen befassen sollten. Diese hatten in allen größern Städten ihre Beamten, besonders aber an den Grenzen, um für die Einwanderer zu sorgen. Ebenso entsandte sie passende Leute als Kommissäre ins Ausland, um dort Interesse für eine Übersiedlung nach Rußland zu wecken. Besonders die weiten Steppen im Süden wünschte die russische Regierung mit tüchtigen deutschen Kolonisten zu besiedeln. Ungeheure Strecken wurden hier zu diesem Zweck ausgeboten, — so im Gouvernement Jekaterinoslaw 55,000 Desjatinen; in Cherson 260,000; in Taurien 214,000. Und es sollte unter den fleißigen Händen deutscher Kolonisten für diese Gegenden eine neue, reiche Zeit anbrechen.

5.

Einladungsruf an die Mennoniten in Preußen. Seitdem Peter d. Gr. die Mennoniten in Holland kennen gelernt und sich von ihrer Tüchtigkeit überzeugt hatte, wozu noch der

Umstand kam, daß sein Leibarzt ein Mennonit war, hatten diese bei der russischen Regierung einen guten Klang und sie wünschte daher, für ihre offenen Gebiete im Süden ihres Reiches mennonitische Ansiedler zu gewinnen. Somit erschien im Sommer d. J. 1786 der russisch-kaiserliche Beamte **Georg v. Trappe** in Danzig, um von hier aus unter den dortigen Mennoniten für die russischen Ansiedlungspläne zu wirken. Er mußte zunächst recht vorsichtig auftreten und so bat er den Ältesten der friesischen Gemeinde, P. Epp, um seine Mithilfe in dieser Sache. Wie ein Lauffeuer aber eilte die Kunde von seinem Projekt und das von ihm ausgegebene Manifest der russischen Kaiserin von Gemeinde zu Gemeinde, und allen um die Zukunft der Mennoniten in Preußen Besorgten kam naturgemäß die Frage: „Zeigt uns unser Herr hier nicht eine offene Thür in ein gastliches Land, wo wir wie in einem Pella unsern innern Überzeugungen werden leben können?“

6.

Zwei Deputierte reisen nach Rußland. Infolge von Trappes Bemühungen fanden sich bald Familien, welche in den fernen Osten zu ziehen willens waren. Andere waren der Sache nicht abgeneigt; allen aber fehlte genauere Kunde über Land und Leute und so entstand bald der Wunsch, Deputierte dorthin zu senden, um einen Ansiedlungsplatz zu suchen und mit der russischen Regierung Vereinbarungen zu treffen. Trappe billigte diesen Plan natürlich und so wurden zwei Delegaten bevollmächtigt, die Reise zu unternehmen. Durch die Vermittlung des russischen Konsuls in Danzig wurden diese beiden, **Höppner** und **Bartsch**, als Deputierte von der russischen Regierung anerkannt, um die Reise auf russische Kosten zu machen. Angesichts der Neuheit der Sache, und der langen Reise mit ihren nicht geringen Strapatzen und Gefahren, waren

es große Opfer, welche diese beiden Männer der Sache brachten. Höppner ließ seine Frau und sechs kleine Kinder zurück, die sein bescheidenes Geschäft, einen kleinen Kramladen, betreiben sollten. Mut, Gottvertrauen und Liebe zu ihrem Volke muß beiden Männern daher nachgerühmt werden. Mit den nötigen Papieren versehen, reisten sie am 31. Oktober 1786 von Danzig ab, um per Schiff nach Riga zu gehen und von dort sich südlich zu wenden. Es war ihnen merkwürdig, daß ihnen der Schiffskapitän, mit Namen Kedtler, sagte, Gott habe ihm das Versprechen gegeben, sie glücklich nach Riga zu bringen. Sie kamen nach Riga und gingen von hier auf dem Schlitten nach Dubrowna und Krementschug am Dnjepr, wo sie dem hohen Reichsfürsten, **Potempkin**, vorgestellt wurden und sich an die Wahl eines Ansiedlungsplatzes machen konnten. Die versprochenen Reisegelder wurden ihnen pünktlich ausgezahlt. Mit Dank gegen Gott durften sie ihren Lieben daheim frohe Reiseerlebnisse berichten und voll guter Hoffnung in die Zukunft schauen.

7.

Wahl des Ansiedlungsortes. Die Jahreswende verlebten die beiden Deputierten in der Stadt Cherson und Umgegend. Nach längerer Besichtigung der dort liegenden Ländereien entschieden sie sich schließlich für die weiten ebenen Steppen bei **Bereslaw**, an der Mündung des Flüßchens Konskaja in den Dnjepr, als der für die beabsichtigte Ansiedlung passendsten Örtlichkeit. Im nächsten Frühjahr kam die russische Kaiserin auf ihrer Reise in die Krim durch diese Gegend. Die beiden Mennoniten wurden ihr vorgestellt, sehr freundlich empfangen, mußten die weitere Reise mitmachen und erwarben sich die besondere Gunst des Reichsfürsten Potenopkin. Mit seiner Empfehlung reisten sie von hier nach St. Petersburg, um dort die nötigen Verhandlungen mit der russischen Regierung zu führen.

8.

Günstige Ansiedlungsbedingungen. Auf der Reise nach der russischen Hauptstadt brach Höppner ein Bein und Bartsch wurde krank; doch sie ließen sich dadurch nicht entmutigen. Durch Vermittlung des Herrn v. Trappe, der gerade in St. Petersburg weilte, erhielten sie eine Audienz beim Großfürsten Paul, dem spätern Kaiser. Dieser erkundigte sich freundlich nach den Eigentümlichkeiten der Mennoniten und nahm ihr Glaubensbekenntnis in Empfang. Die Deputierten aber legten der Regierung in einer besondern Eingabe ihre Wünsche vor, bezüglich besonderer Freiheiten und Vorrechte als Grundlage der in Aussicht genommenen Einwanderung. Und ihre Forderungen wurden fast alle bewilligt. So versprach die russische Regierung den eingewanderten Mennoniten ungehinderte Ausübung ihrer Religion; jeder Familie sodann 65 Desjatinen Land; das Recht der Fischerei im Dnjepr und anstoßenden Flüssen; Nutznießung der Wälder jener Gegend; eine 10jährige Befreiung von allen Abgaben; Befreiung von allen Kronsabgaben und Kriegsdiensten nach dieser Zeit gegen eine jährliche Entrichtung von 15 Kopeken per Desjatin; dann sollten sie das Recht haben, Fabriken anzulegen und Handel zu treiben; jede Familie sollte ein Darlehen von 500 Rubel erhalten; ebenso sollten ihnen für die Reise Fuhrwerke gestellt werden und von dem Tage der Einwanderung an bis zur ersten Ernte sollte jede Person 10 Kopeken per Tag zum Unterhalt bekommen; bei der Ansiedlung sollte ihnen genügend Holz zum Bauen und zwei Mahlsteine zum Anlegen einer Mühle gegeben werden. Ferner versprach die Regierung, das „Ja" der Mennoniten an Eidesstatt anzunehmen und sie gegen räuberische Nachbarn zu schützen.

Es legen die Forderungen der Deputierten von ihrem Fernblick und ihrem Verständnis der Sache ein rühmliches Zeugnis ab. Dasselbe muß jedoch auch von der russischen

Regierung gesagt werden bezüglich ihrer Bewilligungen an die Mennoniten. Schwerlich aber läßt sich hier der Finger Gottes in der Geschichte unseres Volkes verkennen. Es sollte demselben im großen Rußland eine Gelegenheit geboten werden, ein seinen Grundsätzen entsprechendes Volksleben heranzubilden, — und das in einem so günstigen und umschützten Rahmen, wie er kaum sonstwo einer religiösen Gesellschaft geboten worden ist.

II. Die erste Einwanderung.

9.

Die Deputierten daheim. Nach ungefähr einjähriger Abwesenheit langten Höppner und Bartsch wieder in Danzig an, im November des Jahres 1787. Herr v. Trappe kam mit ihnen; denn er war zum Direktor der geplanten Ansiedlung ernannt worden. Über die beiden Kundschafter hatten ängstliche und böse Gemüter allerlei zusammengedichtet und ihren Angehörigen dadurch das Herz schwer gemacht. Wie auf Flügeln ging nun die Kunde von Ort zu Ort: „Der Höppner ist da!" Eine Reise, wie er sie gemacht, war für jene Kreise ein großes Ereignis. Was er berichtete, bildete den Gesprächsstoff in allen Zusammenkünften. Die russische Regierung aber ließ ihm für seine Bemühungen in der Sache ein Anerkennungsschreiben zugehen, in welchem sie ihm eine entsprechende Belohnung zusicherte.

10.

Trappe fördert die Auswanderungspläne. Die Auswanderungsfrage wurde nun zur brennenden Tagesfrage in jenen Kreisen. Ängstlichen Gemütern stiegen tausend Bedenken auf im Blick auf die Strapazen der Reise und einer neuen Ansiedlung; deutsch-patriotisch Gesinnte prophezeiten der ganzen Sache Unglück und Untergang. Und es meinte damals ja auch viel mehr als heute, Heimat und Vaterland zu verlassen. Trappe aber wirkte energisch für das neue Projekt. In einem besondern Schriftstück setzte er die guten Absichten der russischen Regierung auseinander, ermahnte die Auswanderungslustigen, die Sache mit Gott zu beginnen; sich von ängstlichen und böswilligen Leuten nicht zu viel vorschwatzen zu lassen; von vornherein für gute Lehrer zu sorgen und dem Men-

nonitennamen in Rußland Ehre zu machen. Er lud alle in der Sache Interessierten zu sich ein ins Konsulat zu Danzig, wo er ihnen diese Punkte nochmals mündlich in warmer Weise vortrug. Namentlich ermahnte er sie, sich vor verkommenen Leuten, „räudigen Schafen,“ zu hüten und der russischen Regierung zu vertrauen, welche den Mennoniten alle gegebenen Bewilligungen in einem besondern Gnadenprivilegium aufs bestimmteste zusichern würde.

11.

Abreise der ersten Gruppe. Da die preußische Regierung die nötigen Pässe verweigerte, so war es besonders für die Vermögenden schwer, fortzukommen. Daher bestand der erste Trupp aus armen Leuten. Einige Familien hatten sich freilich schon vor Höppners Rückkehr auf den Weg gemacht und er hatte sich ihrer in Riga angenommen. Die erste regelrechte Auswanderungsgesellschaft reiste am ersten Ostertag des Jahres 1788 ab. In der Kirche zu Bohnsack bei Danzig wurde Abschied genommen und dann ging es unter viel Regenwetter bis Riga, und von hier weiter nach Dubrowna, wo Halt gemacht werden mußte, weil die Gegend am untern Dnjepr infolge neuer Türkenkriege unsicheres Gebiet geworden war.

12.

In Dubrowna sammelten sich langsam an 230 Familien. Daß sie hier lange still liegen mußten, war ein Unglück. Ihre ungeordneten kirchlichen Zustände machten sich schon hier sehr schmerzlich geltend. Sie hatten keinen Prediger und so schrieb man nach Preußen und bat um Rat und Hilfe in dieser Sache. Die in Preußen abgehaltene Konferenz war nun der Ansicht, es sollten vorerst einige Brüder dazu bestimmt werden, Predigten vorzulesen; sobald man dann die Ansiedlung vollzogen hätte, sollten

eigentliche Prediger gewählt werden. Aber es kam bei dem Verkehr der jungen Leute unter einander zu Verbindungen und bald begehrten an zehn Paare die Trauung. Somit schrieb man wieder nach Preußen und bat um entsprechende Weisung. Nun wurde von dort aus eine Predigerwahl angeordnet, deren Ergebnis die preußischen Ältesten und Prediger brieflich bestätigten. Aber es entstanden nun peinliche Zwiste durch den Umstand, daß die Ausgewanderten von Haus aus teils der flämischen, teils der friesischen Richtung angehörten. Diese hatten aber in Preußen bis dahin so schroff gegen einander gestanden, daß, wenn ein flämisches Glied ein friesisches heiratete, es von seiner Gemeinde ausgeschlossen wurde. Diese Schwierigkeit für ein gedeihliches Zusammengehen beider Teile in Rußland hatte Trappe bald erkannt und daher bei einer Reise in Holland die Amsterdamer Gemeinde veranlaßt, in einem Schreiben an die preußischen Mennoniten ihren eigenen freien Standpunkt zu erklären und sie zu ermahnen, doch nicht den Bann in der alten harten Weise weiter anzuwenden. Und man war auch sowohl hier wie in Dubrowna für mildere Ansichten fertig. Aber die friesischen Glieder meinten, in der vollzogenen Predigerwahl seien sie übersehen und zurückgesetzt worden. Und so wucherte das Unkraut der Eifer- und Parteisucht üppig empor. Auf wiederholtes Bitten erklärte sich endlich der Älteste der Danziger Gemeinde, Peter Epp, bereit, die Reise nach Rußland zu machen. Ehe er aber dazu kam, trat der Tod bei ihm ein und rief ihn ab aus diesem Leben und so entwickelten sich die Reibungen der Ausgewanderten weiter.

13.

Aenderung des Ansiedlungsplatzes. Noch vor Ostern des Jahres 1789 hatte sich Höppner mit einigen andern auf mühsamen Wegen nach Krementschug gemacht, um

hier das versprochene Bauholz in Empfang zu nehmen. In dieser Stadt hielt sich gerade damals der Fürst Potempkin auf. Dieser war zum Gouverneur dieser ganzen Gegend ernannt worden, mithin kamen die Eingewanderten unter seiner Leitung zu stehen. Er ließ Höppner sofort vor sich kommen und eröffnete ihm, daß die von ihm erwählte Gegend bei Bereslaw infolge der Kriegsunruhen zu unsicher sei und schlug ihm das Gebiet weiter nördlich davon am Flüßchen Chortitz vor. Was war zu machen? Wohl oder übel hatte sich Höppner im Namen der andern zu fügen. Ein russischer Beamter erträgt wenig Widerspruch. Schnell wurde nun in Dubrowna aufgebrochen und teils auf eigenen Wagen, teils auf Kähnen den Dnjepr hinab, reiste man in die neue Heimat. Ein ganzes Jahr hatte die russische Regierung die Ausgewanderten nun schon unterhalten.

III. Die Anfänge der Kolonie Chortitz.

14.

Enttäuschung. Im Juli d. J. 1789 erreichte die erste Gruppe der Emigranten den Ort der neuen Ansiedlung und schaute in das lange, breite Thal der Chortitza, welches hohe Bergketten einrahmen. Leider hatten sich die meisten mit glänzenden Erwartungen bezüglich der neuen Zukunft getragen und nun zerstörte die rauhe Wirklichkeit alle ihre Illusionen. Kein Baum noch Strauch belebte dieses Thal und diese Höhen. In der Thalsohle lag ein Russendorf in Ruinen. Hier sollte ihnen ihr Brot wachsen, ihnen, die an die fetten Gründe des Weichseldelta gewöhnt waren? Den einen kamen die Thränen der Enttäuschungen und der Sorgen; einer Reihe anderer aber stieg ein böser Verdacht auf gegen die Deputierten, ob diese sie nicht am Ende beschwindelt hätten. Als Höppner zu ihnen kam, überschüttete man ihn mit einem Wutgeschrei von Vorwürfen. Es waren eben in dieser ersten Gruppe viele verkommene und rohe Leute, die nur gemächliches irdisches Fortkommen suchten und nun in entscheidenden Augenblicken ihre niedrige Gesinnung zum Ausdruck brachten.

15.

Besonnenes Handeln. Die Einsichtigen untersuchten den Boden genauer und viele von ihnen erklärten sich für ganz befriedigt und machten sich daran, sich wohnlich einzurichten. Man bezog die paar leeren Russenhäuser und baute Erdhütten (Semljanken), und so gab es bald ein reges Pionierleben. Es war kein leichter Kampf. Im August kam anhaltendes Regenwetter und zwang die Ansiedler, still zu liegen. Infolge von Nässe und schlechter Nahrung stellte sich die rote Ruhr ein, raffte viele weg und machte andere

arbeitsunfähig. Mit großer Freude begrüßte man die ankommenden Kisten und Kasten. Aber als man ans Auspacken ging, da fand sich altes Gerümpel in denselben. Russisches Raubgesindel hatte den wertvollen Inhalt gestohlen; anderes war von der Nässe verdorben. Thränenden Auges fragten sich die Hausfrauen, womit sie die Familie kleiden sollten. Auch das Bauholz, welches den Dnjepr herunter kam, wurde von dem umwohnenden Gesindel fortgeschleppt, und nur energisches Einschreiten konnte noch einen Teil desselben retten.

16.

Anlegen von Dörfern. Während des Winters gewährte die Regierung vielen Familien Unterkommen in der nahen Festung Alexandrowsk. Im nächsten Frühjahr aber hieß es zu allen, auch den Unzufriedenen: „Bauen", und unter Anleitung der Deputierten wurden 8 Dörfer angelegt, meistens mit deutschen Namen, so Rosenthal, Einlage, Kronsweide u. s. w. Auf einer im Dnjepr gelegenen großen Insel entstand auch ein Dorf von 17 Wirtschaften. Hier siedelte sich Höppner an. Die Regierung lieferte den Ansiedlern Lebensmittel aus ihren Magazinen; die versprochenen Unterstützungsgelder gingen aber in so kleinen Raten ein und so langsam, daß sie wenig wirtschaftlichen Nutzen gewährten.

17.

Höppner hatte sich sein Haus schnell zu bauen verstanden. Da beschuldigten ihn nun die unzufriedenen Elemente, er hätte dazu dasjenige Geld verbraucht, welches er für andere empfangen hatte. Ebenso verlangten diese unsinnig räsonnierenden Leute, die beiden Deputierte sollten ihnen besseres Land und reichlichere Unterstützung verschaffen. Als diese das natürlich abschlugen, suchte man sich an ihnen zu rächen. Höppner wurde bei der Regierung als ein Berüger verklagt. Die angestellte Untersuchung erwies jedoch

seine Unschuld und einige der ärgsten Schreier wurden festgenommen. Auch durch russische Einbrecher, die bei ihm Geld vermuteten, geriet Höppner in ernstliche Lebensgefahr. Es veranlaßte dieser Vorfall die Ansiedler auf der Insel, nahe zusammen zu bauen und nicht weit auseinander zu wohnen, etwa jeder auf seinem Landgut, wie sie es von Preußen her gewohnt waren.

IV. Die kirchlichen Zustände der ersten Zeit

18.

Traurige Wirren. Das kirchliche Leben der neuen Ansiedler befand sich in der ersten Zeit in traurigster Verfassung. Die Spannung zwischen der flämischen und friesischen Richtung entzweite die Gemüter bis zur Feindschaft; Enttäuschungen und Unglücksfälle erfüllten viele mit Verdruß und Bitterkeit und viel zu wenig strebte man nach der innern Herzensverfassung, welche auch in der Trübsal fröhlich macht. In einem der Dörfer wurde sogar eine Schenke errichtet, wo sich die Unzufriedenen beim Schnaps versammelten, aber auch in so hitzige Streitigkeiten gerieten, daß es zu einem Mord kam. Und doch wollte man um des Glaubens willen ausgewandert sein! Namentlich gegen die Deputierten fand sich bald allgemein viel Neid und Haß. Sie wurden von der Regierung anfänglich dazu angestellt, Anordnungen und Befehle zur allgemeinen Kenntnis zu bringen und deren Ausführung zu überwachen, das ging nicht immer ohne eine gewisse Härte ab. Da sie nun aber auch Brüder in der Gemeinde waren, so beschuldigte man sie der Verleugnung mennonitischer Grundsätze. Auch im Lehrdienst nahm man Partei für sie und gegen sie. Bis vor die Obrigkeit ging man mit gegenseitigen Anklagen. Die friesischen Glieder sammelten sich schließlich zu einer eigenen Gemeinde, die aus Preußen einen Ältesten erhielt. Aber auch so trug sie nichts zum allgemeinen Frieden bei. Es schien, als sollten alle richtigen religiösen Empfindungen einem leidigen Parteiwesen zum Opfer fallen.

19.

Die Ohms aus Preußen. Im J. 1790 war gemäß gewissen Anordnungen aus Preußen einer der Prediger, Behrend Penner, zum Ältesten gewählt und von Preußen

aus bestätigt worden. Er vollzog die erste mennonitische Taufe in Rußland, zu welcher Feier ihm drei Brüder ein paar neue Stiefel verehrten. Er betrieb noch den Bau einer Kirche in Chortitz, wozu jeder Wirt zwei Stück Holz und fünf Rubel hergab. Dann aber rief der Herr ihn ab und nun ging es bald so traurig durcheinander, wie noch nie. Man wählte zwei Älteste, von welchen der eine das Amt nicht annahm, der andere, David Epp, folgte dem Rufe, hatte aber nur den kleinsten Teil der Gemeinde auf seiner Seite, während ihn der andere früherer und damaliger Unehrlichkeiten und Betrügereien beschuldigte. In den Gemeindeberatungen schrie und lärmte man so, daß viele Brüder gar nicht mehr hingingen. Ernstlicher als je wandte man sich wieder nach Preußen und bat die dortigen Ältesten und Prediger, sich ihrer sich doch anzunehmen und jemanden abzusenden, der ihnen zum Frieden verhelfen könne. Und siehe, hier erklärte sich der Älteste Cornelius Regehr von der Gemeinde zu Heubuden bereit, dem Rufe zu folgen und ein Prediger, Werkentin, begleitete ihn. Am Abend des 18. April 1794, einem Karfreitag, langten sie in Chortitz an und wie ein Lauffeuer ging die frohe Kunde von Mund zu Mund: „Die Ohms sind da!“ und jung und alt drängte sich herzu, sie willkommen zu heißen.

20.

Friedensverhandlungen. Die beiden Gäste arbeiteten unermüdlich an der Wiederherstelluug brüderlicher Einigkeit. Und mit Erfolg. Die verschiedenen, einander bekämpfenden Parteien bekannten ihre Fehler, thaten Abbitte und bezeugten in einer Denkschrift, mit dem alten Hader brechen und Frieden halten zu wollen. Inmitten dieser Friedensarbeit aber trat der Tod an den Ältesten Regehr heran und rief ihn hier im fremden Lande, fern von seinen Lieben, im Juni 1794 aus diesem Leben ab. Vor seinem Scheiden befestigte er noch seinen Gefährten, Werkentin, zum Ältesten.

Dieser ordnete nun die Verhältnisse der flämischen und auch der friesischen Gemeinde in endgiltiger Weise und trat dann unter den Segenswünschen derselben seine Heimreise an. Die russische Regierung aber ehrte ihn durch Übersendung einer Verdienstmedaille. In wehmütiger Dankbarkeit blieb aber auch allen der so schnell dahin geschiedene Älteste Regehr in Erinnerung.

21.

Höppner. Leider leuchtete der flämischen Gemeinde die Sonne des Friedens nur kurze Zeit. Dann brach der alte Groll der Parteien mit verstärkter Macht hervor. Die Gemeinde teilte sich förmlich in zwei Lager, mit je dem Lehrdienst und den Deputierten an der Spitze. Die erste Partei beschuldigte die letztere der Veruntreuung öffentlicher Gelder und wollte sich ihrer Sache so gewiß sein, daß sie dieselbe mit dem Kirchenbann belegte. Und schließlich verklagte man sie bei der Obrigkeit. Bartsch verstand sich zu Abbitten. Höppner dagegen erklärte alle Beschuldigungen für Verleumdungen und ließ die obrigkeitliche Untersuchung ihren Gang gehen. Seine Feinde beteuerten vor den Beamten eidlich ihre Aussagen. An der Wahrhaftigkeit derselben hat man später mit Grund gezweifelt. Die Behörde aber verurteilte ihn darauf hin zur Gefängnishaft und Wiedererstattung des angeblich Geraubten. Zu diesem Zweck wurden seine Güter öffentlich versteigert. Herumwohnende Edelleute kamen, zahlten hohe Preise und schenkten seiner Familie manches Stück. Der ganze Vorgang aber war eine arge Schändung des mennonitischen Rufes und zeigt, wohin Neid und Haß führen kann. Durch die Begnadigungsakte des Kaisers Alexander I. erhielt Höppner bald seine Freiheit wieder und er gewann auch ein gut Stück seines frühern Lebensmutes wieder. Vor seinem Tode aber verfügte er, daß man ihn allein auf seinem Gehöft begraben solle und nicht unter seinen Mitbürgern, welche ihm

so übel mitgespielt hatten. Von einsamer Berghöhe schaut heute sein Grabstein auf den unten still dahinziehenden Dnjepr. Seine Verdienste um die Einwanderung unseres Volkes in Rußland sind bedeutend. Sein Geschick zeigt aber auch, mit welchem Neid und Mangel an Dankbarkeit dasselbe meistens denjenigen gegenüber gestanden hat, welche ihm öffentlich dienten.

22.

Die friesische Gemeinde hatte auch viel Hader und Neid in ihrer Mitte. Leute, welche in Preußen weit von einander gelebt und in Bezug auf manche Lebensnormen und kirchliche Anschauungen sehr verschiedene Geleise ausgefahren hatten, sollten sich nun im engen Rahmen brüderlich vertragen und gemeinschaftlich bauen. Das war keine leichte Sache und so fanden die preußischen Ohms ihr Gemeindewesen in recht gesunkenem Zustande. Jahre lang schon hatte man kein Abendmahl unterhalten. Somit hatten sie auch hier viel zu ordnen, was sie auf Wunsch der Gemeinde thaten. Aber auch hier kam es später wieder zu hitzigen Entzweiungen, so daß die größere Partei die Prediger absetzte, welche es mit der kleinern hielten. Erst allmählig kehrten auch hier friedliche Zustände ein. Im Jahre 1826 wurde ein gewisser Hildebrandt zum Ältesten ordiniert, welcher als junger Mann (1788) eingewandert war und über die erste Zeit der Ansiedlung sehr wertvolle Aufzeichnungen gemacht hat, in denen er es lebhaft bedauert, daß sich die Leute jener Tage durch ihren unseligen Hader in so hohem Grade um den Segen brüderlicher Gemeinschaft gebracht haben.

V. Wirtschaftliche Entwicklung der Kolonie.

23.

Das Privilegium Kaisers Pauls I. Wiederholt kamen die Mennoniten in St. Petersburg um das versprochene Privilegium ein und schließlich begab sich der Älteste, David Epp, mit einem Prediger Wilems dorthin, um in dieser Sache persönlich zu wirken. Sie hatten an zwei Jahre zu warten. Am 28. Oktober des Jahres 1800 langten sie mit dem kostbaren Dokument in Chortitz an. Am 6. September war es datiert und unterzeichnet worden. In diesem kaiserlichen Gnadenbrief wurden den Mennoniten alle gegebenen Vorrechte noch einmal bestätigt und zwar für ewige Zeiten. Das räumte ihnen in Rußland eine Sonderstellung ein, wie sie noch keiner religiösen Genossenschaft ähnlichen Charakters sonstwo zu teil geworden ist. Es wird darin gesagt, daß die Mennoniten durch ihren Fleiß und frommen Lebenswandel den andern Kolonisten zum Muster dienen sollen und daß ihnen im Blick hierauf für alle Zeiten volle Religionsfreiheit zugesichert werde und immerwährende Befreiung vom Kriegsdienst. Angesichts der sonstigen Verhältnisse in Rußland erscheint so ein Stück der russischen Politik als ein förmlicher Anachro nismus. Den Eingewanderten aber enthüllte es weitgehende Gnadenabsichten Gottes mit ihnen, sie hier im weiten Steppengebiet — im neutestamentlichen Gemeindeleben die Grundzüge des apostolischen Christentums ausprägen zu lassen, und auch noch in einem andern Sinne als die russische Regierung es wohl meinte, ihrer Umgebun ein Licht zu sein und zum Segen zu werden.

24.

Wachstum der Kolonie. Der Gnadenbrief verhalf zunächst den Ansiedlern zur völligen Beruhigung betreffs ihrer Stellung und ihrer Zukunft im neuen Lande und war den meisten ein mächtiger Sporn, sich aus aller Trägheit aufzuraffen und vorwärts zu streben. Ebenso veranlaßte er weiteren Zuzug aus Preußen; somit konnten die angelegten Dörfer die wachsende Bevölkerung bald nicht mehr fassen und man mußte neue gründen. Die Regierung kaufte in der Nähe einem Edelmanne ein großes Stück Land ab und gab es für diesen Zweck her. Am Anfang des neuen Jahrhunderts umfaßte der mennonitische Landkomplex an 8000 Desjatinen.

25.

Die Verwaltung der Kolonie übertrug die Regierung zunächst einem Beamten mit dem Titel „Direktor.“ Trappe fungierte nicht lange in dieser Stellung; denn man wußte den fähigen Mann sonstwo besser noch zu verwenden. Seine Nachfolger aber erwiesen sich nicht als besonders tauglich und brachten der Kolonie eher Schaden ein als Nutzen. Sie waren unredlich in der Verwaltung der Gelder, schürten die Zwiste und wußten mit den bösen Elementen nicht fertig zu werden. In der ersten Zeit standen ihnen die Deputierten in einer gewissen offiziellen Weise zur Seite. Bald jedoch traten diese ganz zurück. Sodann nahm der Direktor zur Schlichtung von Streitigkeiten gern die Ältesten der Gemeinden zur Hilfe. Das brachte diese oft in peinliche Verlegenheiten, da sie ihr kirchliches Ansehen in bürgerlichen Angelegenheiten geltend machen sollten. Die Ansiedler sollten aber mit einer gewissen Selbstverwaltung fertig werden können. In ihrem Gebiet bildeten sie eine Art von Republik. In dieser Beziehung aber standen sie förmlich ratlos da. Die strengere

Fassung mennonitischer Grundsätze überweist die obrigkeitliche Pflichten an andere. Diese „andere“ aber waren hier nicht vorhanden. Wo war hier im Schooß von festen Gemeinden die „Welt“, der das Amt der Obrigkeit zufallen sollte? Man sah sich einfach genötigt, manche der ererbten Auffassungen abzuschleifen und neben dem kirchlichen Amt gewissen Gemeindebrüdern auch ein bürgerliches zu übertragen. Somit wählte man in jedem Dorfe einen Vorsteher, „Schulzen“, der auf Ordnung sehen sollte, — von oben her aber auch die Weisung erhielt, die Ungehorsamen nach Landes Brauch zu prügeln. Wo blieb aber dann der mennonitische Grundsatz der Gelassenheit und Liebe! Das Vorrecht einer weitgehenden Selbstverwaltung schuf den russischen Mennoniten von vornherein schwere Aufgaben, an deren Lösung sie noch heute arbeiten. Vom Jahre 1800 an hatte die Aufsicht über die Kolonie ein sogenanntes Vormundschaftskomitee in Händen, dessen Spitze längere Zeit ein Herr von Contenius war, welcher sich um die erfolgreiche Entwicklung der Ansiedlung große Verdienste erworben hat.

26.

Kümmerliche Zeiten waren die ersten Jahre trotz aller Vorteile, welche die Ansiedler genossen. Der Grund hiervon lag größtenteils in den für sie so ganz neuen Verhältnissen. So sagte Contenius, die Mennoniten seien fleißig und häuslich und plagten sich aufrichtig, — und doch schienen sie verarmen zu müssen. Der Boden war hart, der Regen blieb oft aus, — zur Viehzucht war ihr Landgebiet nicht groß genug; mit der Landwirtschaft aber hatten sie lange kein Glück. Es nahm Zeit, ehe sie die in Preußen passende Bearbeitung des Bodens verlernt und eine andere, dem russischen Klima entsprechende, erlernt hatten. Zudem waren manche Dörfer überfüllt. Viele hatten kein eigenes Heim. Daß man nicht allgemein ver-

zagte, sondern immer wieder Mut schöpfte und in zäher Ausdauer dem Boden einen Vorteil um den andern abzuringen wußte, muß als ein Beweis von dem sittlichen Gehalt des Charakters der Ansiedler gerühmt werden. Erst mit dem 19. Jahrhundert kamen bessere Zeiten, besonders auch dadurch, daß neue reichere Einwanderer in Chortitz überwinterten und dafür baar bezahlten oder es durch Darlehen vergüteten.

VI. Die Ansiedlung an der Molotschna.

27.

Die ersten Dörfer. Das den Mennoniten verliehene Privilegium Pauls I., sowie die Unterordnung ihrer Kolonie unter ein besonderes Fürsorgekomitee verhieß der wirtschaftlichen Entwicklung ihrer Ansiedlungen eine gute Zukunft und weckte bei vielen in Preußen die Auswanderungslust. So kamen um 1803 an 300 Familien, von denen viele bemittelt waren. Auch sie erhielten von der russischen Regierung noch Unterstützung an Geld und Lebensmitteln. Zur Besiedlung wurde ihnen ein neues Gebiet angewiesen, — nämlich im Gouvernement Taurien, am linken Ufer der Molotschna, einem kleinen Flüßchen. Das Gebiet lag etwa 100 Meilen nördlich vom Asowschen Meer. Hier wurden im Jahre 1804 längs des genannten Flüßchens 18 Dörfer angelegt, mit dem Dorfe **Halbstadt** als Hauptort. Das Land ist hier ebene Steppe, baumlos, aber recht fruchtbar. Da die Ansiedler bei ihren Gesinnungsgenossen in Chortitza manchen Wink über die Bearbeitung des Bodens u. s. w. einziehen konnten, so gestalteten sich ihre Verhältnisse von Anfang an recht günstig. Manche von ihnen hatten sogar zierlich gearbeitete Möbel aus der alten Heimat mitgebracht.

28.

Das Ansiedlungsgebiet an der Molotschna umfaßte ein Areal von 120,000 Desjatinen. Nördlich davon lagen eine Reihe Dörfer deutscher Kolonisten lutherischer Konfession, südlich dagegen fanden sich Nogaier, ein tartarischer Volksstamm, der meistens von Viehzucht lebte, — namentlich nichts anpflanzte. Sie haßten die Mennoniten als Eindringlinge und fügten ihnen durch Räubereien viel Schaden zu, ermordeten sogar einige. Dafür ließ sie die Regierung entwaffnen. Später mußten sie das Land räu-

men. Auch sonst hatte die neue Ansiedlung mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Das Bauholz mußte man weit vom Dnjepr herholen. Als Brennzeug mußte das Gras und getrockneter Dünger dienen. Lange fehlte es an einem Markt. Man brachte die Produkte zuerst nach Taganrogg, bis 1833 die Hafenstadt Berdjansk angelegt wurde.

29.

Die Anlage der Dörfer vollzog man nach den Gesichtspunkten deutscher Ordnungsliebe und Nettigkeit. Jedes Dorf bestand aus 20 bis 30 Wirtschaften, deren Höfe zu beiden Seiten der Straße lagen. Die Gebäude standen weit genug von der Straße ab und von einander entfernt, um von einem geschmackvollen Obst- und Gemüsegarten umrahmt werden zu können. Längs der Straße liefen Zäune. In der Mitte des Dorfes baute man die Schule. Um das Dorf herum wurden Hecken und Waldungen angelegt. Und in großer Üppigkeit entfaltete sich der Baumwuchs und gab den auf den öden Steppen gleichsam hingezauberten Dörfern einen idyllischen Reiz. Bald rühmten die Reisenden die landwirtschaftliche Schönheit dieser Gegend. In der sogenannten „Alten Kolonie“ bei Chortitz sah es romantischer und teilweise wilder aus, weil es hier eine schärfere Abwechslung von Berg und Thal gab und die rauschenden Flüsse bald die Mühlen der Ansiedler trieben. Die Ansiedlung an der Molotschna trug einen stillern Charakter, gewährte mehr das Bild eines ruhigen gemüthlichen, der Welt und ihrem Treiben abgewandten Stillebens. Sehr anerkennend sprach sich daher der Kaiser Alexander I. über die wirtschaftliche Tüchtigkeit der Mennoniten aus, als er ihnen i. J. 1819 einen Besuch machte.

VII. Wirtschaftliches Gedeihen der Molotschnakolonie.

30.

Neue Dörfer. Die Kunde von der vorteilhaften Entwicklung der Kolonie an der Molotschna bewog in Preußen immer neue Gruppen zur Auswanderung. Obschon es nicht leicht war, loszukommen und auch 10 Prozent vom Baarvermögen an die Regierungkasse abgeliefert werden mußte, gab es doch lange Auswandererzüge, welche den weiten Weg nach Süd-Rußland machten. In großen, mit Leinwand bespannten Wagen zog man dahin. Somit kam es rasch zur Anlage von weiteren Dörfern, i. J. 1824 waren es schon 40. Um diese Zeit untersagte jedoch die russische Regierung die Einwanderung in der bisherigen Weise und so kamen von da an nur einzelne Familien. Rasch wurde aber das noch offene Land der Kolonie von der zunehmenden eigenen Bevölkerung besiedelt, so daß um 1860 die Zahl der Dörfer auf ca. 50 stieg, bei einer Seelenzahl von 18,000.

31.

Ein landwirtschaftlicher Verein, bestehend aus einer Anzahl weitblickender Männer, wurde der ganzen Kolonie zu großem Segen. Die Mennoniten sollten ja Musterwirtschaften anlegen, um damit der einheimischen Bevölkerung ein Vorbild zu geben. Um diesen Punkt zu fördern, ließ sich der Verein mit einer gewissen obrigkeitlichen Autorität ausstatten und traf nun eine Reihe weiser Anordnungen, von welchen manche drückend waren, deren Befolgung aber im ganzen das Gedeihen der Kolonie hob. Unter seiner Leitung wurde die Vieh- und Schafzucht veredelt, Maulbeer- und andere Anpflanzungen gemacht, der Seidenbau einge-

führt und die Wirtschaftsgebäude praktischer eingerichtet. Ebenso erließ er Verordnungen, welche der etwaigen Trägheit der Wirte Schranken zog. Ein liederlicher Bauer z. B. wurde unter Vormundschaft gestellt. Wer seine Zäune nicht in stand hielt, mußte Strafe zahlen. Ärmere Familien wurden gezwungen, ihre Kinder in Dienst treten zu lassen. Die Durchführung dieser Vorschriften nahm sich freilich oft recht „russisch“ aus, im ganzen aber erwuchs der Kolonie dadurch Gewinn. Mitglieder dieses Vereins, wie Philipp Wiebe, Peter Schmidt und Joh. Cornies, widmeten dem landwirtschaftlichen und intellektuellen Gedeihen unseres Volkes viel Zeit und Kraft, ohne freilich viel Dankbarkeit einzuernten. Erst später hat man ihre Mühe gewürdigt.

32.

Joh. Cornies war als vieljähriger Vorsitzer des landwirtschaftlichen Vereins ein Mann von hervorragender Bedeutung. Im Jahre 1805 siedelte er, als 16jähriger Jüngling mit seinen Eltern aus Preußen gekommen, in Orloff an und erlebte so die ärmlichen Verhältnisse der ersten Zeit. Bald aber verstand er es, sich nach jeder Seite hin emporzuarbeiten. Er nahm die weiten Ländereien jener Gegend in Pacht und legte eine eigene Schäferei an, aus der eine reizend gelegene Plantage an einem Flüßchen, die Juschanlee, entstand. Hier machte er allerlei Versuche mit der Bodenkultur und Viehzucht, welche der ganzen Kolonie nützten. Von den Kulturaufgaben der Mennoniten in Rußland hatte er eine hohe Idee. So bildete er selbst von den benachbarten Tartaren junge Leute zu Landwirten aus und sandte sie dann zu ihrem Volk zurück. Ebenso wurden auf seinen Rat Judenkolonien angelegt, in deren Mitte sich tüchtige mennonitische Bauern niederließen, um den Juden als Musterwirte zu dienen. Leider mißglückte der Versuch, da die Juden zu zäh am Schacher hingen. Besonders hohe

Verdienste erwarb sich Cornies um die Hebung des Schulwesens. Er selbst hatte sich durch Lesen und Reisen ins Ausland gute Kenntnisse angeeignet und wußte mit den hohen russischen Beamten entsprechend zu verkehren, so daß die Glieder des Fürsorgekomitees gern seinen Rat einholten. Kaiser Alexander I. und Alexander II. als Thronfolger waren seine Gäste. Leider versuchte er die Linien seiner Autorität zu weit zu ziehen und auch in die kirchlichen Verhältnisse leitend einzugreifen. Im ganzen jedoch hat ihm die Kolonie viel zu verdanken. Der gelehrte Reisende v. Harhausen bemerkte über ihn: „Cornies hätte das Zeug zum Gouverneur gehabt, aber er will weiter nichts sein als ein mennonitischer Bauer, der sein Taufgelübde, keine Waffen zu tragen, nicht brechen will.“ Er starb 1848.

33.

Die Verwaltung der Kolonie lag zunächst in den Händen der Mennoniten selbst, stand aber weiter unter dem Fürsorge-Komitee in Odessa, welches direkt mit dem Ministerium in St. Petersburg verkehrte. In diesem Komitee standen Männer, wie der Staatsrat Kontenius und Hahn, den Mennoniten sehr günstig gegenüber. An der Spitze der Kolonie stand ein sogenanntes Gebietsamt, bestehend aus angestellten Schreibern und einem Oberschulzen, der von den Vertretern der einzelnen Dörfer gewählt wurde. An der Spitze der Dörfer standen Schulzen, welche die Dorfsversammlungen zu leiten und auf Ordnung zu sehen hatten. Manche Angelegenheiten hatte jedes Dorf für sich zu ordnen, — so den Hirten, den Lehrer u. s. w. anzustellen, das Ackerland zu verteilen, für Verarmte zu sorgen u. s. w. Daß es bei Verhandlungen über diese Punkte oft zu sehr lebhaften Debatten und auch Reibungen kam, läßt sich leicht denken. Sehr mißlich war es auch hier, daß Mennoniten in ihrer Stellung als Beamte gegen andern Mennoniten obrigkeit-

lich vorzugehen hatten, Widerspenstige mit Gefängnishaft belegen mußten, ja sogar zur Prügelstrafe griffen. Zwischen dem mennonitischen Bekenntnis und den gegebenen Verhältnissen gab es da die peinlichsten Konflikte, welche sich oft gar nicht befriedigend lösen ließen. Besonders übel vermerkten es auch die Prediger und Ältesten, wenn ein Gemeindebruder wegen eines Vergehens auf Betrieb der mennonitischen Vorgesetzten geprügelt wurde. Sie machten letzteren darüber sehr nachdrückliche Vorstellungen. Einer der Ältesten, Namens Wiens, hatte sich darüber vor dem Staatsrat Hahn zu verantworten. Dieser sagte ihm schließlich, daß sogar er als Geistlicher auf seinen Befehl an einen Schuldigen die Stockschläge zu verabfolgen hätte. Sehr energisch aber erklärte Wiens, daß er sich so etwas nicht befehlen ließe. Infolge dieser scharfen Antwort mußte er schleunigst das Land räumen.

34.

Einen Staat im Staate bildeten somit die mennonitischen Kolonien in Südrußland. Sie wurden das Schooßkind und der Stolz der russischen Regierung. Die Selbstverwaltung der Dörfer spornte die wirtschaftliche Energie zur höchsten Leistungsfähigkeit an. Die reinen Straßen der Dörfer, die Sauberkeit in Hof und Garten, die soliden Bauten, die deutsche Akkuratesse im wirtschaftlichen Betrieb erwarben den Mennoniten hohes Lob. Gern machten Beamte hierher Besuche und erklärten, daß die Mennoniten die Frage nach der Art und Weise, wie in Südrußland die Landwirtschaft lohnend betrieben werden sollte, glänzend gelöst hätten. Die wirtschaftliche Umsicht der Beamten der Kolonie zeigte sich auch darin, daß man das noch offene Land verpachtete und den Gewinn davon zum allgemeinen Besten verwendete. In jedem Dorfe baute

man zudem ein Getreidemagazin, das immer gefüllt war, um in Jahren geringer Ernten aushelfen zu können. Damit war eine Bettelei der Einwohner oder eine Verarmug derselben im normalen Verlauf der Dinge so ziemlich unmöglich gemacht.

VIII. Die Schul- und kirchlichen Verhältnisse.

35.

Sehr bescheidene Anfänge gab es natürlich auf dem Gebiet der Schule in der ersten Zeit. Irgend ein von Preußen her etwas gut geschulter Bauer mußte als Schulmeister dienen und in seiner größten Stube den Kindern etwas Lesen und Schreiben beibringen und als täglichen Schlußgesang das Einmaleins ableiern lassen. Der Stock bildete ein sehr wesentliches Unterrichtsmittel. Nachgerade baute man eigentliche Schulhäuser, aber meistens recht unpraktisch, mit niedrigen, düstern und kahlen Unterrichtsräumen. An passenden Lehrmitteln fehlte es fast gänzlich. Und hier zeigte sich eine der schwächsten Seiten der Selbstverwaltung der Kolonie. Der Bauer hatte größtenteils nur Interesse an seiner Wirtschaft und für gründliche Schulbildung wenig Sinn. Und doch hatte er lange Zeit in dieser Hinsicht die Hauptentscheidung abzugeben. Somit wuchs in den ersten 50 Jahren der Kolonie eine Jugend heran, der es bezüglich einer entsprechenden intellektuellen und religiösen Bildung sehr fehlte. Dieser Generation aber fiel ja mit der Zeit die Verwaltung der bürgerlichen und kirchlichen Verhältnisse in die Hände und da ist es nicht zu verwundern, daß es in den 50. und 60. Jahren auf diesen Gebieten schlimme Erscheinungen gab.

36.

Schulfreunde. Es fanden sich bald Männer, welche die Vernachlässigung des Unterrichtswesens als eine große Gefahr für die gesunde Entwicklung ihres Volkes erkannten

und einer neuen Zeit auf diesem Gebiet Bahn brachen. Sie sahen ein, daß es zunächst an vorgebildeten Lehrern fehle und so machten sie sich daran, höhere Schulen einzurichten, wo neben deutschen Fächern auch die Landessprache getrieben werden sollte. So entstand 1820 die Vereinsschule in Ohrloff, und demselben Zweck diente auch die Privatschule eines reichen Gutsbesitzers, Peter Schmidt, auf Steinbach, welcher in sehr liberaler Weise junge, lernlustige Leute teils auf seiner eigenen, teils auf andern Schulen ausbilden ließ und ihnen oft die betreffenden Kosten erließ, wenn sie sich dem Schulfach widmeten. Er hat sich so in geräuschloser Weise um das Schulwesen der Kolonie große Verdienste erworben.

37.

Heese und Franz. Die Lehrer machen die Schule, — das zeigt auch die Berufswirksamkeit der genannten Männer. In Heese gewann die Vereinsschule in Ohrloff einen in Deutschland vorgebildeten tüchtigen Pädagogen. In Rußland eignete er sich auch die russische Sprache an und lehrte sie meisterhaft. Im Jahre 1840 wurde er nach Chortitz berufen, um dort die Gründung einer höhern Schule unter dem Namen **„Centralschule“** zu leiten und derselben dann vorzustehen. Leider war sein Weg reichlich mit Dornen bestreut. Die mennonitischen Beamten, Oberschulze und Ältester, zeigten sich als kleinliche Leute von beschränktem Horizont, denen oft ihr Ehrgeiz wertvoller war als die Schulsache. Heese hatte manchen persönlichen Hader durchzuarbeiten, bis das Schulhaus fertig und die Arbeit im Gange war. Trotzdem verlor er nicht den Glauben an die Zukunft unseres Volkes. Sein Einkommen war gering. Nebenbei scheint er sich zu viel mit Vorschlägen über wirtschaftliche Verbesserungen abgegeben zu haben. Das schwächte seinen Einfluß auf seinem eigentlichen Gebiete, da sich ein

Landmann in seinem Fach nicht gern von einem Schulmeister unterrichten läßt.

Franz kam 1835 als seminaristisch gebildeter Fachmann nach Rußland und entwickelte in Privat- und Centralschulen eine rege Thätigkeit. Er war Heese's Nachfolger in Chortitz, bis er 1858 tief gekränkt von dort fortging. Er eröffnete nun in der Molotschnakolonie zu **Gnadenfeld** eine eigene Schule, die bald von sich reden machte. Er gab klaren, faßlichen Unterricht und viele seiner Schüler haben sich als sehr tüchtige Dorfschulmeister bewährt. Leider litt er bei einem starken Selbstgefühl an einem großen Mangel an Selbstbeherrschung und so kam es in seinem Schulzimmer zu schlimmen Szenen. Abgesehen davon hat er aber auf seine Schüler intellektuell und religiös tief eingewirkt, so daß ihm viele für die erhaltenen Anregungen zu einer soliden Charakterbildung dauernde Dankbarkeit bewahrten. Durch die Herausgabe von Rechentafeln und besonders eines guten Choralbuches hat er das Schulwesen der Kolonie wesentlich gefördert. In großer Rüstigkeit feierte er sein 50jähriges Amtsjubiläum. Wenige Jahre darauf ging er heim.

38.

Centralschulen. Wie in Chortitz, so richtete man auch an der Molotschna unter diesem Namen zuerst eine, dann zwei höhere Schulen ein, welche teils eine allgemeine Bildung, teils eine fachmäßige Vorbereitung für den Lehrerberuf in den Dorfschulen liefern sollten. Der Unterricht wurde in deutscher und russischer Sprache erteilt. In letzterer gaben ihn oft russische Lehrer. Der Kursus umfaßte drei Jahre. Den deutschen Unterricht erteilten Lehrer, welche in Deutschland Lehrerseminare absolviert hatten und sich so als tüchtige Fachleute ausweisen konnten. Oft hatten sie ihre Studien mit Hilfe von Gönnern oder auch auf Kosten der Kolonie betrieben. In den Centralschulen

waren eine Anzahl Freistellen für unbemittelte Schüler, welche sich nur verpflichten mußten, der Kolonie 6 Jahre als Lehrer oder Schreiber im Gebietsamt zu dienen. In diese höhern Schulen kamen auch manche russische Schüler, Kinder der herumwohnenden russischen Edelleute, welche auf diese Weise manchen Segen aus den deutschen Schulen zogen. Das höhere Unterrichtswesen der Mennoniten erntete denn auch bald Anerkennung und Lob von den russischen Behörden.

39.

Die Dorfschulen arbeiteten sich daher um die 50. Jahre des vorigen Jahrhunderts sehr entschieden aus dem alten Schlendrian heraus. Dazu trugen die Verfügungen des landwirtschaftlichen Vereins wesentlich bei. Nach denselben baute man zweckmäßige Schulgebäude mit Lehrsaal und Lehrerwohnung unter einem Dach, versorgte die Schule mit Landkarten u. a. Lehrmitteln, und überwachte den Schulbesuch der Kinder. Gelegentlich wurden auch die Schulen von den Mitgliedern des Vereins inspiziert. Die Lehrer empfingen ihre Vorbildung bei einem älteren Schulmann, meistens jedoch in den Centralschulen. Bald mußte jeder Kandidat für das Schulfach seine entsprechende Prüfung bestehen und das räumte vollends mit den frühern Lehrkräften auf, die neben dem Unterricht noch die Schusterei u. s. w. betrieben hatten. Nun erhielt der Lehrer einen bestimmten Gehalt in Geld und Naturalien. Darüber jammerte nun freilich mancher Bauer und fürchtete sich vor der maßlosen Gelehrsamkeit, die im Anzug war, genoß aber bald den Segen der neuen Einrichtung, ohne es zu merken. Viele Lehrer erwiesen sich als fromme Männer, welche nicht viele Künste trieben, aber sehr treu in ihrem Beruf arbeiteten und daher auf den religiösen und sittlichen Zustand des Volkes den bestimmendsten Einfluß ausübten. Sie waren oft tonangebend für den gesamten

Bildungsgrad ihres Dorfes. Sehr segensreich für sie waren die vom Verein angeordneten Lehrerkonferenzen. Ebenso trugen jährliche Schulprüfungen viel dazu bei, die Einsicht in den Wert einer guten Schulbildung bei der ganzen Dorfbevölkerung zu vertiefen und das Interesse daran zu heben. In manchen Dörfern richteten die Lehrer abendliche Singstunden, — ja förmliche Fortbildungschulen ein, zum großen Gewinn der erwachsenen Jugend.

40.

Die kirchlichen Verhältnisse ließen in den ersten 50 Jahren der Kolonie auch viel zu wünschen übrig. Im allgemeinen pflegte man die aus Preußen mitgebrachten Einrichtungen, ohne sich viel auf zeitentsprechende Neuerungen zu besinnen. Längere Zeit bewahrten die Gemeinden ihre flämische oder friesische Eigentümlichkeiten und wollten auch von Heiratsverbindungen zwischen beiden Teilen nichts wissen. Allmählig jedoch wurden die Unterschiede matter. In einigen Gemeinden mußte sich jeder männliche Täufling bei seiner Taufe zur Übernahme des Predigtamtes verpflichten, falls man ihn später dazu wählen sollte. Es entstanden in der Molotschnakolonie nach und nach 7 Gemeinden. Die Kirchen bildeten große Säle. Sie entbehrten des Turms, waren aber sonst nette Gebäude, in der Mitte des Dorfes oder am Ende desselben gelegen, von Bäumen geschmackvoll umbüscht. Dicht daneben befand sich meistens der Friedhof. Die Pflege des kirchlichen Lebens beschränkte sich größtenteils auf einen Gottesdienst am Sonntagvormittag. In der Regel aber wurde da nur eine irgendwo abgeschriebene Predigt vorgelesen. Der Gesang folgte alten, abgeleierten Weisen. Nur mit Mühe gelang es, feste Melodien einzuführen. Es gab viel tote Orthodoxie, da ja die kirchliche Gemeinde mit der bürgerlichen zusammenfiel. Lose nur hingen manche Kreise durch

die kirchlichen Akte mit der Gemeinde zusammen. Der Wirtschaftsbetrieb war die Hauptsache. In manchen Dörfern erging man sich bei Hochzeiten in Spiel und Tanz und fröhnte dem Branntwein. Ebenso trieben es manche recht wild auf den Jahrmärkten. Still suchende Seelen wußten freilich auch aus der nur magern Heilsverkündigung und aus guten Schriften ihr inneres Leben zu nähren. Einen Lichtpunkt bildete die Gnadenfelder Gemeinde, deren Glieder meistens erst um 1836 aus Preußen kamen. Sie pflegte Umgang mit den gläubigen lutherischen Pastoren der Umgegend und feierte sehr segensreiche Missionsfeste. Der sittliche Fehltritt eines ihrer Ältesten, eines sehr begabten Mannes, lähmte jedoch ihren guten Einfluß auf die andern Gemeinden.

IX. Die Huttersche Gemeinde.

41.

Herkunft. Schon der Name dieser Abteilung der Mennoniten weist auf den Gründer derselben hin und die Zeit ihrer Entstehung. Jakob Hutter aus Tyrol sammelte in seinem Vaterland und in Mähren eine bedeutende Anzahl von Täufern in den Jahren von 1527 bis 1536 zu besonders gearteten Gemeinden, welche neben den andern, allen Täufern gemeinsamen Grundsätzen, noch die Gütergemeinschaft vertraten und jeden Privatbesitz für sündhaft hielten. In Mähren legten sie sogenannte Brüderhöfe an, wo sie einige Jahre ruhig wohnen durften. Hutter starb 1536 den Flammentod. Über seine Anhänger aber kam eine 200jährige Verfolgungszeit, in der sie von Land zu Land flohen und zu einem kleinen Rest zusammenschmolzen. Im Jahre 1763 zogen sie nach der Wallachei, wo sie in der Nähe von Bucharest ihre Hütten bauten. Allein schlimme Seuchen und räuberische Überfälle der dort wohnenden Horden zwangen sie, 1770 in die Wälder zu flüchten. In dieser Bedrängnis wies sie das Loos nach Rußland. Hier fanden sie bei einem Edelmann im Gouvernement Tschernigow freundliche Aufnahme. Ihre eigene Chronik geht bis auf das Jahr 1529 zurück.

42.

Kolonie Raditschew. Bis um den Schluß des Jahrhunderts gedieh diese Ansiedlung bei Wischinka recht erfreulich. Der Feldbau, dann Webereien und andere Handwerke warfen guten Verdienst ab. Es kamen viele Besucher hin, um sich den Bruderhof anzusehen. Aus Ungarn und Siebenbürgen zogen mehrere von den dort vereinzelt wohnenden Familien dieser Richtung zu ihnen, darunter

ein Jakob Walter. Ja, es gingen einige Brüder nach Ungarn und Gallizien, um dort etwa noch zerstreut wohnende Glaubensgenossen aufzusuchen und zu sich einzuladen. So kam ein gewisser **Jakob Bergtholdt**, ein Prediger, zu ihnen. Er konnte sich jedoch mit der Einförmigkeit des Treibens der Ansiedlung nicht befreunden und wanderte 1795 aus nach Preußen. Mit den preußischen Gemeinden unterhielt man überhaupt einen gewissen Verkehr und der Älteste Warkentin besuchte auf seiner Rückreise von Chortitz im Jahre 1794 den Bruderhof bei Wischinka und wurde zu einer Gastpredigt eingeladen. Als zu Ende des Jahrhunderts der alte Graf gestorben war, merkten es die Brüder an seinem Nachfolger, daß er sie zu seinen Leibeigenen machen wolle und so wandten sie sich an die russische Regierung in St. Petersburg mit der Bitte, ihnen auch ein Stück Kronsland zur Besiedlung anzuweisen und ihnen die den andern Mennoniten gegebenen Privilegien zu gewähren. Beides wurde bewilligt. In der Nähe ihres bisherigen Wohnsitzes wurde ihnen ein Areal von 1600 Desjetinen abgemessen, wo sie 1801 einen neuen Bruderhof gründeten. Ihre neue Kolonie trug den Namen Raditschew.

43.

Einrichtungen des Bruderhofes. Der Bruderhof zählte an 200 Seelen. Ein Reisigzaun schloß das Gehöft nach außen ab. Das Hauptgebäude bestand aus mehreren Flügeln. Das Dach war steil, so daß sich unter demselben eine Reihe kleiner Zellen befanden, in welche es von einer Gallerie aus hineinging. In diesen Stübchen wohnten die verheirateten Leute. Die Kinder blieben bei der Mutter, bis sie 1½ Jahr alt waren. Von da an kamen sie unter die Aufsicht älterer Wärterinnen. Somit gab es im Hause besondere Räume für die kleinen und halberwachsenen Kinder; Knaben und Mädchen; Jünglinge und

Jungfrauen. Alle diese Kreise lebten unter strenger Aufsicht. Einen Familienverkehr durften die Eltern mit ihren Kindern nicht pflegen. Die Mahlzeiten wurden gemeinschaftlich eingenommen; aber jede Gruppe hatte ihren besonderen Tisch. Morgens um 5 Uhr wurde aufgestanden und abends um 9 ging man zu Bett. Die Kleidung war bei Allen gleich. Die Frauen trugen blaue Gewänder und weiße Kopftücher. Im ganzen war die Kleidung ärmlich. In einem großen Saal hielt man am Sonntag die Andachten. Bis zum 15. Jahr lernten die Kinder Lesen und Schreiben. Nachher wurden sie besonders unterrichtet und dann getauft. Jeder mußte dabei das Gelübde ablegen, kein persönliches Eigentum beanspruchen zu wollen, sondern jeden Erwerb der gemeinschaftlichen Kasse zuzuwenden. Die Leitung des Ganzen lag in den Händen des Ältesten und einiger Mitdiener, welche alle religiösen und wirthschaftlichen Angelegenheiten des Bruderhofes verwalteten. Auch die Gäste wurden vom Ältesten im Namen der Gemeinde empfangen. Man sieht bald, daß so ein Gemeindewesen, so gut es gemeint war, mit den eigentlichen Grundzügen apostolischen Christentums im schärfsten Widerspruche steht.

44.

Das wirtschaftliche Gedeihen des Bruderhofes war sehr befriedigend. Äcker und Wiesen lieferten gute Erträge, ebenso die Gewerbe, — die Schlosserei, Weberei, Töpferei, Gerberei, — dann die Bienenzucht und der Seidenbau. Sehr lohnend waren auch zwei Branntweinbrennereien und eine Mahlmühle. Es herrschte ein fleißiges, munteres Treiben auf dem Hofe und übte auf den Besucher einen eigentümlichen Reiz aus, wie denn z. B. der Staatsrat Contenius diesen interessanten Zug der Einrichtung mit beredten Worten schilderte. In diesem Bru-

derhof waren alle kirchlichen und bürgerlichen Lebensbeziehungen geeinigt und wie ein Papst waltete der Älteste über das Ganze. Für die Herausbildung von eigentlichen Persönlichkeiten war hier kein Raum.

45.

Schwierigkeiten aller Art mußten sich daher entwickeln, sobald sich bei dem einen oder andern die Einsicht davon bildete, daß auch der Christ ein selbstständiges Wesen sei und zum Privatbesitz berechtigt ist. Und das Nachdenken über diese Punkte stellte sich ein, als der Bruderhof anfing, reich zu werden. Denn nun fanden sich bald solche, die es fertig brachten, zu feiern, da die gefüllten Kassen ja einen Müßiggänger ernähren konnten. Zudem wurde der Älteste, **Waldner,** alt, verfügte über manche Sachen, z. B. Heiratsangelegenheiten, sehr bündig und ließ schlimme Unordnungen einreißen. Die jungen Leute wußten sich unerlaubte Vergnügungen zu verschaffen, manche Meister in den Handwerken verstanden es, dem Ältesten Rechnungen einzureichen, aber nicht Gelder. Die Zeiten der Not hatten die Herzen geeinigt und manches Bedürfnis der menschlichen Natur gelähmt, das sich jetzt in den Tagen der behaglichen Ruhe geltend machte. Der Mann wollte mit seinem guten Verdienst seiner Frau oder seinen Kindern einmal eine kleine Freude machen, sich einmal einen bescheidenen Luxus leisten; — war das wirklich eine Sünde, wie sie gelehrt worden waren? Manche gerieten in eine kritische Stimmung und sahen nun, daß die Kinder nicht richtig verpflegt, ja nicht einmal nach den Gesetzen gesunder Sittlichkeit behandelt wurden. Sie nahmen wahr, daß der Älteste seine Verwandtschaft sehr bevorzuge und daß der Hof Faulenzer und Betrüger beherberge. Somit gährte hinter der friedlichen Außenseite des Bruderhofes Neid und Verdruß.

46.

Zusammenbruch des Bruderhofes. Der erste, welcher den Gegensatz zwischen den Gemeindegesetzen und den bestehenden Verhältnissen nicht auf die Dauer zu ertragen vermochte, war der zweite Lehrer der Gemeinde, **Jakob Walter**. Im Jahre 1817 trennte er sich von den andern und bezog ein eigenes Haus. Darauf verklagte ihn der Älteste bei dem Komitee in Odessa und dieses kam heraus und versuchte, den Frieden herzustellen. Dabei entdeckte es aber auch manchen Übelstand in der Verwaltung und so konnte es die Unzufriedenen nicht besonders rügen. Um Walter aber scharten sich über 20 Genossen, die nun baten, man möge sie mit dem ihnen zufallenden Teil des Vermögens abziehen lassen. Ihr Austritt wurde vereinbart und so schickten sie sich an, nach Chortitz zu ziehen. Ehe es aber dazu kam, brannte der Bruderhof nieder und auch die andern hatten keine Freudigkeit, ihn wieder aufzubauen. So wurde denn der ganze Landkomplex zerschnitten und man legte zwei Dörfer an. Auch Walter und seine Genossen blieben da und so schuf man ein neues Gemeindeleben. Der alte Älteste überlebte die Zertrümmerung der Jahrhunderte alten Gemeindeform nicht lange. In dem Abschluß der Geschichte der Kolonie Raditschew heißt es: „So brach das gemeinsame Leben der Brüder zusammen. Nur die Alten erinnern sich noch mit Begeisterung der frühern, segensreichen Gemeinschaft. Aber der Geist der Brüderlichkeit hat unser Volk verlassen und es ist nicht zu hoffen, daß es je gelingen wird, jene Ordnung wiederherzustellen, für welche unsere Väter Vermögen und Leben opferten.“

47.

Hutterthal. Durch die Verteilung des Landes gelangte jede Familie zu einem Privatbesitz von 15 Desjatinen. Das erwies sich als nicht genügend, um die vielen neuen

Ausgaben für einzelne Wohnungen u. s. w. zu bestreiten. Dazu kam eine viel schnellere Vermehrung der Bevölkerung als früher. Sehr bald gingen daher die wirtschaftlichen Verhältnisse der Leute zurück und teilweise auch die sittlichen, sodaß sie in einen übeln Ruf kamen. Sie baten daher das Komitee, man möge ihnen ein größeres Landgebiet anweisen und durch die Vermittlung von Joh. Cornies wurde ihnen westlich von der Molotschnakolonie, bei Melitopel, ein Areal für zwei Dörfer bewilligt, von welchen das bedeutendste den Namen **Hutterthal** erhielt. Cornies nahm sich ihrer eingehend an und unter seiner Anleitung blühte auch diese Ansiedlung rasch empor. Wo früher baumlose Steppe gewesen war, da fand man jetzt fruchtbare Felder und reizende Baumanlagen. Es blieben aber „die Hutterschen“, wie man sie hieß, noch lange im Ruf, weniger akkurat und solid in ihrer Wirtschaftlichkeit zu sein als die andern Mennoniten. Äußerlich zeichneten sich die Männer durch lange Bärte aus. Ihre Zucht unter der Jugend und ihr gesamtes religiöses Leben zeigte noch lange recht mangelhafte Züge. Viele unter ihnen fühlten das auch, meinten aber, daß eine neue Reformation in der Bildung eines neuen Bruderhofes den Geist der Väter wiederbringen würde. Zwei Gruppen machten in dieser Hinsicht noch einmal einen Versuch. Die eine kaufte ein Stück Land und richtete sich auf demselben in der alten Weise ein. Die andere bildete im Dorf einen Bruderkreis. Beide Anstrengungen mißglückten vollständig und so klagten sich Hutters Nachfolger dahin an, daß ihnen der heilige Geist fehle, sonst würde sich die alte Gemeinschaftsform erhalten lassen. Viele von ihnen aber kamen durch solche Erfahrungen auch um so entschiedener zu der Einsicht, daß derselbe auch auf eine andere Weise noch gewonnen werden könne, als im eisernen Rahmen des väterlichen Gemeinschaftslebens.

X. Wirtschaftliche Fragen und Wirren.

48.

Landmangel. Um die 50. Jahre machte sich in den Kolonien ein drückender Landmangel geltend. Da die Wirtschaften Musterhöfe bleiben sollten, so durften sie nicht geteilt werden, sondern gingen auf einen der Söhne über. Die andern wandten sich Handwerken zu, wobei sie sich lange recht gut standen; denn die deutschen Wagen und Gerätschaften wurden von den umwohnenden Russen gern gekauft. Manche pachteten auch Land von den Nogaiern. Ebenso hatte die Molotschnakolonie einen großen Streifen Land nicht besiedeln lassen, sondern ihn zu Gunsten der Koloniekasse verpachtet. Hier aber trieben die reichen Wirte den Pachtpreis allmählig so in die Höhe, daß die armen Leute nicht mitmachen konnten. Somit gab es im Laufe der Zeit in jedem Dorfe eine Anzahl Familien, welche keinen Grundbesitz eigneten, mit dem Pachten von Ländereien oder einem Handwerk aber auch nicht voran kamen, dazu in der Dorfsversammlung keine Stimme hatten und doch an allen Steuerlasten mitzutragen hatten. Bei der Anlage der letzten Dörfer waren auch nur etwas vermögende Familien angekommen, indem nur diese die vorgeschriebenen Gebäude u. s. w. aufführen konnten. Es gab nun um 1860 in der Moloschnakolonie an 3000 Familien ohne Land, — also etwa zwei Drittel der Bevölkerung. Diese erwarteten Hilfe von den andern und — erhielten sie nicht. Hier nun zeigten sich die schlimmen Folgen der mangelhaften Schulbildung und Belehrung in Kirche und Gemeinde.

49.

Böse Zwiste. Es lag in der Natur der Sache, daß in privaten und öffentlichen Zusammenkünften die Lage der „Landlosen," wie man sie hieß, besprochen wurde. Da-

bei erhitzte man sich oft derart, daß jeder Schatten von Brüderlichkeit verschwand. Selbst die Prediger standen oft nicht über dem Parteihader, sondern mitten drin, da sie ja auch zu den Wirten gehörten und oft nicht zu den ärmsten. Cornies hatte den Versuch gemacht, eine Art Stadt zu gründen, wo sich die Handwerker anbauen könnten. Aber die Ausführung dieses Planes erwies sich als recht schwierig, weil die Vermögenden nichts für die Mittellosen opfern wollten. Schließlich entwickelte sich **Halbstadt** zu einer Art von so einem Städtchen, aber in einer Weise, welche der ursprünglichen Idee der Sache nicht erheblich diente. Die Landlosen aber hielten im Laufe der Zeit eigene Konferenzen ab, ergingen sich dabei in scharfen Ausfällen gegen die Wirte und wandten sich mit Bittschriften an die Regierung, ihre Not schildernd, sowie auch den Egoismus ihrer vermögenden Brüder. Sie beschrieben viel Papier, bis man auf sie hörte. Endlich kamen Beamte und untersuchten die Sachlage. Die Landlosen verlangten, es solle die Kolonie 1. ihnen das noch offene Land austeilen; und 2. durch Massenankäufe von Ländereien für diejenigen sorgen, welche im Gebiet der Kolonie keinen Grundbesitz für sich mehr finden könnten. Im Blick auf die Geschichte und die Eigenart der Mennoniten waren das nicht unbillige Forderungen. Aber davon wollten die Wirte nichts wissen. Sie wiesen darauf hin, daß manche der Landlosen von zurückgelegten Kapitalien lebten und daß andere ihr Vermögen durch Trägheit verloren hätten. Diesen sollten sie helfen? So richtig diese Aussagen auf einzelne Fälle zutrafen, so unzulänglich erwiesen sie sich im Blick auf die ganze Bewegung, um die Stellung der Wirte rechtfertigen zu können. Ja, die Beamten entdeckten manche Unehrlichkeit, welche in der Verwaltung der öffentlichen Ländereien begangen worden war.

50.

Lösung sozialer Fragen. Nach längeren Verhandlungen verfügte die Regierung, daß die Höfe oder Wirtschaften auch geteilt werden dürften. Damit ließ man die Idee der Musterwirtschaften bei den Mennoniten fallen. Dies Stück ihrer landwirtschaftlichen Mission war zu Ende. Weiter sollte von dem noch offenen Lande jedem Dorfe ein bestimmtes Areal zugeschnitten werden, so daß sich eine Anzahl von Familien eine Wohnstätte mit 12 Desjatinen Land erwerben könnten. Auch sollten dieselben bei der Dorfversammlung Stimmrecht haben. Ferner sollte ein mitten durch die Kolonie hindurchgehender Weg schmaler gemacht werden. Er war breit genug, um den Zugochsen der Frachtfuhrleute überall genügend Weide zu gewähren. Das so gewonnene Land sollte verpachtet werden, um mit dem Erlös davon und jährlichen Beiträgen von den Dörfern weitere Ländereien zu kaufen, welche von den jungen, landlosen Familien unter brüderlichen Bedingungen besiedelt werden dürften. Mit diesen Verfügungen sagte die russische Regierung den Mennoniten, daß die Zeit vorbei sei, wo sie mit Hilfe der Staatskasse zu Ansiedlungen kommen könnten. Für die ersten Einwanderer habe der Staat gesorgt, für deren Nachkommen aber wolle er nichts Besonderes mehr thun. Für die Mennoniten war es sehr beschämend, so von russischen Staatsbeamten auf ihr eigenes Gemeinschaftsprinzip, die gegenseitige Unterstützung, hingewiesen zu werden. Aber die meisten hatten sich am wenigsten um mennonitische Grundsätze gekümmert. Viele waren wohlhabend, ja reich geworden und spielten nun den Vornehmen, prunkten auf Jahrmärkten u. s. w. mit ihren vollen Taschen und kümmerten sich nicht um die dürftige Lage des armen Mannes.

51.

Als sehr traurige Züge der Geschichte der russischen Mennoniten müssen daher diese Landstreitigkeiten bezeich-

net werden. Aber die Verhältnisse waren derart, daß sie eher das Selbstsüchtige und Rohe des menschlichen Herzens beförderten als das Edle und Gute. Zudem führten in diesen Verhandlungen oft Leute das große Wort, deren intellektuelle und religiöse Bildung über die dürftigsten Elementarpunkte nicht hinausging. Leute, welche kaum lesen und schreiben konnten, von Geschichte nichts wußten, wurden zu Beamten gewählt, als welche sie sich mit schwierigen sozialen, ökonomischen und kirchlichen Fragen beschäftigen mußten, zu deren Lösung Fachkenntnisse auf allen diesen Gebieten nötig waren. Natürlich konnten sie über ihren engen Horizont nicht hinaussehen und so maßen sie alle wirtschaftlichen und kirchlichen Projekte nach ihren beschränkten Auffassungen. Die wenigen Einsichtsvollen verschwanden in der Masse. Schwer haben die russischen Mennoniten für die Vernachlässigung des Schulwesens gebüßt. Die in den Landzwisten begangenen Sünden wurden eine Gesamtschuld. Sie entzweiten Gemeinden und einzelne und verringerten die Achtung der Regierungsbeamten gegen sie. Aber auch der Optimismus der russischen Regierung ist nicht zu rechtfertigen, daß sie einen Volkskörper sich selbst überließ, sich in ganz neuen schwierigen Verhältnissen zurecht zu finden ohne die Bedingung zu stellen, daß derselbe für einen gewissen Bildungsgrad derjenigen zu sorgen hätte, welche ihm als Führer dienen sollten. In den ersten 50 Jahren hat es kaum einen unter den Mennoniten gegeben, welcher über eine Gymnasial- oder Universitätsbildung verfügte. Man blieb also am Alten vielfach nur deshalb zäh hängen, weil man das gute Neue nicht begreifen konnte. Es ist ein interessantes Stück ihrer Geschichte, daß sie die Selbstversorgung der ärmeren Familien auf eine geradezu mustergiltige Weise ins Werk setzten, nachdem sie die Möglichkeit der Ausführung eines solchen Projektes erkannt hatten.

XI. Tochterkolonien.

52.

Bei Chortitz. Wie schon früher bemerkt, hatte die Chortitzer Kolonie nur ein beschränktes Gebiet erhalten. Bald waren hier daher die Dörfer überfüllt und die Regierung verhalf nun dem ersten Überschuß der Bevölkerung zu neuen Ansiedlungsgebieten. Im Jahre 1836 wies sie 150 Familien im Mariupoler Kreis einen Landstrich an, wo fünf Dörfer gegründet wurden. Man nannte die hier Wohnenden „die Bergthaler Gemeinde." Sie isolierte sich etwas von den andern und blieb deshalb an manchen alten Eigenheiten hängen. Später wanderten sie sämtlich nach Amerika aus, nachdem sie ihre Wohnstätten an deutsche Katholiken verkauft hatten. Eine andere Gelegenheit, zu selbstständigen Wirtschaften zu kommen, gab es für arme Familien im Jahre 1847, als die erwähnten Judenkolonien angelegt wurden. Mancher siedelte sich da als „Musterwirt" an. In den 60. Jahren machte sodann ein russischer Großfürst den Chortitzer Mennoniten sehr günstige Offerten behufs Anlegung von Dörfern auf seinem Landgut, indem er nur einen Rubel per Desjatine als jährlichen Pachtzins verlangte. Unter dieser Bedingung wurden fünf Dörfer auf seinem Lande gegründet. Später freilich wußte er den Pachtzins bedeutend zu steigern. Schließlich kam man aber auch hier, — und zwar mit weit weniger Schwierigkeit als in der Molotschnakolonie, — zur der Einsicht, daß die Gesamtheit für die landlosen Familien zu sorgen hätte. So kaufte man im Jahre 1868 ein Areal von 7000 Desjatinen zu 240,000 Rubel; 1871 — 3600 Desjatinen zu 120,000 Rubel; 1884 — 1400 Desjatinen zu einer Million Rubel.

Diese Ländereien wurden den armen Familien zu sehr günstigen Bedingungen überlassen, so daß dieselben in kurzer Zeit zu eigenem Grundbesitz kommen konnten.

53.

In der Krim. Am Schluß der 50. Jahre offerierte die russische Regierung den Mennoniten das **Amurgebiet** im fernen Ostasien zur Besiedlung. Trotz der weiten Entfernung schickte man doch Deputierte hin, um sich das Land anzusehen. Diese machten die Reise in drei Monaten, fanden die Gegend schön und fruchtbar und wählten sogar einen Ansiedlungsplatz. Und es fanden sich an 200 Familien, welche sich bereit erklärten, in jene Gegend auswandern zu wollen. Das Projekt kam jedoch nicht zur Ausführung, indem um 1860 in der **Krim** Land zur Besiedlung ausgeboten wurde. Bald waren Dutzende von Familien dorthin auf dem Wege, wo in alter Zeit die Goten gewohnt und in den jüngsten Jahren die räuberischen Tartaren ihr Nomadenleben geführt hatten. Weil sie im Krimkriege mit den Feinden der Russen sympathisiert hatten, so waren sie kurzer Hand ausgewiesen worden. Bald war ihr gewesenes Gebiet mit Mennoniten und andern Deutschen, sowie Esthen und Letten angefüllt und der Boden lohnte reichlich die Mühe des Landmannes. Meistens siedelte man sich auch hier in Dörfern an; manche zogen es aber auch vor, allein sich anzubauen. Das Land stieg rasch im Preise und so sind hier viele arme Leute zu Vermögen gekommen.

54.

In Polen und dem angrenzenden westlichen Rußland entstanden ebenfalls mennonitische Ansiedlungen. Charakteristisch für den Zustand der Gemeinden jener Zeit ist die Veranlassung der Auswanderung von 60 Familien aus der Molotschnakolonie nach Polen. Der Älteste der Waldheimer

Gemeinde, Namens Schmidt, hatte 1846 einen jungen Knaben getauft, der eigentlich der lutherischen Konfession angehörte. Deshalb verklagte ihn die mennonitische Behörde bei der russischen Obrigkeit und diese verwies ihn aus der Kolonie. Und der größte Teil seiner Gemeinde zog mit ihm.

55.

Sagradowka. So hieß ein Gebiet im Gouvernement Cherson, welches in den 70. Jahren von der Molotschnakolonie angekauft wurde. Hier wurden 18 Dörfer angelegt. Bei allen Einrichtungen wurde die Mutterkolonie zum Muster genommen. Diese aber erwies sich den neuen Ansiedlern gegenüber als äußerst brüderlich und liberal, indem sie ihnen das Land unter dem Einkaufspreis überließ, lange Zahlungstermine und nur niedrige Zinsen festsetzte. Auf ähnliche Weise ging es von da an weiter. Im J. 1895 kaufte man sogar ein großes Stück Land östlich von der Wolga bei **Orenburg**, und sehr liberal wurde daheim noch für die Errichtung von Kirchen u. s. w. zusammengesteuert. Kleine Gruppen verzogen sogar nach der Gegend am Kuban, im Kaukasus, und kamen meistens wirtschaftlich gut voran. Einzelne mennonitische Familien finden sich zudem über das ganze südliche Rußland zerstreut. Auch in der Stadt Bersjansk bildete sich in den 60. Jahren eine eigene mennonitische Gemeinde, deren erster, sehr fähiger Ältester, Leonhard Sudermann wurde.

XII. Kirchliche Bewegungen.

56.

Der Gegensatz zwischen Lehre und Leben, zwischen Bekenntnis und Sitte, veranlaßte in den 50. und 60. Jahren tiefgehende Bewegungen. Im ganzen wollte man ja doch an den strengen und oft auch strengsten Forderungen mennonitischer Grundsätze festhalten. Nach denselben aber war es vielen fraglich, ob ein Christ irgend ein obrigkeitliches Amt bekleiden dürfe; entschieden aber fordern dieselben einen völligen Bruch mit einem sündhaften Leben vor der Taufe und verlangen ein Gott geweihtes Privat- und Gemeindeleben nach derselben. Diese Bekenntnispunkte wurden jährlich bei der Behandlung des Katechismus und der Glaubensartikel vorgetragen. Einige Gemeinden übten zudem nach dem Abendmahl noch die Fußwaschung als Symbol der bestehenden dienenden Bruderliebe. Allen Nachdenkenden mußten nun aber die sittlichen Zustände des Volkslebens im Blick auf den Bekenntnisstandpunkt als höchst bedenklich erscheinen. Wo wollte es mit dem vielen Hader hinaus? In wie vielen Fällen erschien die Taufe mehr als eine bürgerliche Handlung denn eine kirchliche, indem sie den Betreffenden die Verheiratung ermöglichte! Wie oft entsprach die Abendmahlsfeier bei weitem nicht den Grundideen derselben! Die Gemeindezucht fand sich oft nur auf dem Papier und manch ein Gemeindebruder stand im Ruf böser Dinge, ohne daß man ihn zur Verantwortung zog. In den 60. Jahren kam auch manch ein Anstoß zu einem lebendigen Christentum von außen. Gute Bücher und Zeitungen wurden verbreitet und gelesen. Ebenso fand der eine und andere der lutherischen Prediger Eingang bei den Mennoniten und

regte zu fruchtbarem Nachdenken an. Somit kam es zu tiefgehenden religiösen Bewegungen unter den Gemeinden, von welchen manche zu neuen kirchlichen Bildungen führten.

57.

Die „kleine" Gemeinde. Schon um 1830 bildeten sich kleine Kreise, welche sich von den andern absonderten, in Privathäusern zusammen kamen, sich eigene Prediger wählten und sich schließlich unter der Benennung „kleine Gemeinde" zu einem eigenen kirchlichen Verband zusammenschlossen. Sie wollten mit demjenigen Ernst machen, was die andern auch bekannten, — aber nicht übten. Sie lasen eifrig in Menno Simons Schriften, übertrugen dann aber meistens seine Beurteilung seiner Gegner auf die andern Gemeinden. In einer Denkschrift vom Jahre 1838 stellten sie ihre besondern Punkte auf, worin sie sich von den andern unterschieden. 1. Sie wollten strenge Gemeindezucht üben und hießen es nicht gut, unordentliche Brüder der mennonitischen oder russischen Obrigkeit zur Bestrafung zu übergeben. 2 Sie wollten überhaupt kein Amt bekleiden, daß sie nötigte, gewaltmäßige Polizeidienste zu thun. 3. Von Hochzeiten, Begräbnissen u. s. w. wollten sie fern bleiben., um da nicht Schaden an ihrer Seele zu nehmen. Denn auf den Hochzeiten, sagten sie, werde geraucht, getrunken, getanzt und Unsinn getrieben und manche Prediger machen eher mit als daß sie dagegen auftreten. Auf den Begräbnissen aber werde dem Verstorbenen eine Lobrede gehalten und er werde selig gesprochen, wenn auch sein Leben ganz irdisch gewesen ist. Darum wollen sie von dem großen Haufen ausgehen, wie Paulus 2. Kor. 5 lehrt und sich allein bauen. Sie wünschten ihren Ältesten von dem Ältesten der Gemeinde zu Halbstadt bestätigt zu bekommen. Dieser aber wollte ihnen darin nicht dienen. Jener übernahm somit sein Amt nur im Auftrag der andern

Brüder. Sonst ging die Entwicklung dieser Gemeinde ohne besonderes Geräusch vor sich, indem sie nur negativ reformierte. Man beobachtete einen einfachen Kleiderschnitt und verurteilte jeden Luxus, verdammte das Rauchen, wollte von keiner Bildung etwas wissen und mied die kirchlichen Gottesdienste. In ihren eigenen Versammlungen wurden abgeschriebene Predigten vorgelesen. In vielen Fällen artete ihr Christentum in eine kraftlose Orthodoxie und einen fruchtlosen Pharisäismus aus, so daß ihnen eine lebenskräftige Einwirkung auf die Gesamtheit der andern nicht nachgerühmt werden kann.

58.

Der Kirchenkonvent. Wie in Chortitz, so wurden auch an der Molotschna die Ältesten der Gemeinden von dem Fürsorgekomitee und dem Gebietsamt zur Lösung schwieriger Fragen herangezogen. Die Schulen standen längere Zeit unter der Aufsicht der Ältesten und Prediger, welche dann hierüber mit den Behörden verkehrten. Das veranlaßte die Prediger der verschiedenen Gemeinden, auch zu einander gemeinschaftliche Beziehungen zu pflegen. Infolge ihrer teils friesischen, teils flämischen Richtung hatte das anfänglich Schwierigkeiten. Im Laufe der Jahre kam es jedoch zu gemeinsamen Konferenzen, auf welchen diese Eigentümlichkeiten übersehen wurden. Leider waren die kirchlichen Neubildungen mehr durch Zufall als in Übereinstimmung mit einer geschichtlich erwachsenen Gemeinschaftsorganisation entstanden. Und auf diese Art gelangten auch die meisten Ältesten in den Gemeinden zu einer Art von monarchischer Stellung. Gegen den Ältesten etwas zu sagen, galt für eine mißliche Sache. In vielen Fällen nahm man auf den Gemeindeberatungen seine Vorschläge stillschweigend an. Von parlamentarisch geordneten Verhandlungen wußte man wenig. Somit waren wesentliche Züge des Gemeinde-

Christentums nur sehr schwach vertreten. Daher wuchsen die Ältesten sellbst in die Auffassung ihres Amtes hinein, als seien die wichtigsten kirchlichen Fragen vorzugsweise ihrer Entscheidung anheim gegeben. Das Gebietsamt begünstigte diese Ordnung der Dinge und so erklärten sich die Ältesten i. J. 1850 unter der Bezeichnung „**Kirchenkonvent**" für die oberste kirchliche Behörde der Gemeinden. Daß dieser Schritt einen gewissen staatskirchlichen Zug an sich trug, der sich mit dem demokratischen Prinzip unserer Gemeinschaft kaum verträgt, haben sie selber schwerlich gemerkt. So ein Stück Entwicklung ist eine Gesamtschuld, nicht ein Vergehen des einzelnen. In den kirchlichen Kämpfen der 60. Jahre war aber eine solche Verkümmerung der kirchlichen Verfassung wesentlich der Grund davon, daß dieselben nicht einen mildern Charakter trugen. Manche Verhandlungen wären anders verlaufen, wären einsichtsvolle Gemeindebrüder an ein Aussprechen ihrer Ansichten gewöhnt gewesen und hätte man parlamentarisch geartete Konferenzen einzurichten verstanden, um wichtige Fragen auf denselben zu erledigen.

59.

Die Jerusalemsfreunde. Die Schriften dieser in Würtemberg 1845 entstandenen, auf Vertiefung und allseitigen Ausgestaltung der christlichen lebensdringenden, Richtung fanden ihren Weg auch zu den mennonitischen Dörfern Süd-Rußlands und hier bald eifrige Leser, besonders unter den Gebildeten und manchem unter diesen sind sie zum Segen geworden. Bald aber erkannte man auch die gefährliche Strömung, in welche diese Bewegung langsam einlenkte, indem sie das Christentum in bloßen Intellektualismus und äußere Kultur umsetzte. Schon ihre Forderungen, daß sich bei jedem Christen die Wundergaben der apostolischen Zeit zeigen müßten, daß ferner eine äußere Sammlung des Volkes Gottes im heiligen Lande ein wesentliches Stück Vorbe-

reitung für das Kommen des Herrn sei, erschienen den tiefer Denkenden als Überspanntheiten, namentlich aber war es die summarische Art und Weise, in der die „Süddeutsche Warte“ und andere Schriften der Jerusalemsfreunde die christliche Kirche verurteilten und insonderheit die Heidenmission für einen bloß äußerlichen Aufzug derselben erklärten, was bei vielen große Bedenken gegen ihre Sache erregte. Somit gab es sehr lebhafte Erörterungen über alle diese Punkte in denjenigen Kreisen, wo man sich mit dieser Lektüre befaßte. Zu einer Krisis in dieser Bewegung kam es nun dadurch, daß zwei Gebrüder **Lange** sich in der Anstalt der Jerusalemsfreunde ausbilden ließen und darauf in einer in Gnadenfeld eingerichteten höhern Schule angestellt wurden. Die Ideen des **„Tempels,“** wie sich die Richtung auch nannte, waren die ihrigen geworden, namentlich aber dessen summarische Kritik über andere. Da sie für die geschichtlich gewordenen Schäden der Gemeinden keine entsprechende Urteilsfähigkeit besaßen, das vorhandene Gute aber nicht anerkennen und würdigen wollten, so versuchten sie, die Mennoniten im Sinne des Tempels zu reformieren, indem sie im Tempel das ideale Mennonitentum gefunden haben wollten. Infolge ihres jugendlich hitzigen Treibens kam es zwischen ihnen und den kirchlichen Behörden zu sehr scharfen Auseinandersetzungen, welche sich leider sogar auf das bürgerliche Gebiet hinüberzogen.

60.

Kämpfe. In sehr pietätsloser Weise kritisierten die Gebrüder Lange das russische Mennonitentum ihrer Tage in den Zeitungen des In- und Auslandes. Sie behaupteten, daß sich die Mennoniten nur deshalb nach Menno Simon hießen, weil ihnen diese Bezeichnung äußere Vorteile bringe. Von den mennonitischen Grundsätzen wüßten die wenigsten etwas. Menno Simons Schriften seien schon

den meisten Predigern unbekannt. Auf den Kanzeln würden meistens die abgeschriebenen Predigten lutherischer und anderer Theologen vorgelesen. Nur die Macht der Gewohnheit halte die Leute bei der väterlichen Gemeinschaft und nicht die persönliche Überzeugung. Die Bildung des Kirchenkonvents erklärten sie für einen Gewaltstreich der Ältesten, welche sich auf diese Weise eine Oberleitung über die Gemeinden verschaffen und sichern wollten, wie das Gebietsamt eine solche auf bürgerlichem Gebiet besitze. Zu einem Gesamtverband der Gemeinden sei es aber noch nicht gekommen, darum bestehe auch das Recht neuer Gemeindebildungen weiter. Von diesem Recht wollten sie Gebrauch machen und eine Art von Tempelgemeinde stiften. Das erregte natürlich scharfen Widerspruch. Einer der Gebrüder Lange hatte ein Mädchen lutherischer Konfession geheiratet, wollte sich aber bei den Mennoniten ankaufen. Da ihm die Dorfgemeinde das nicht erlaubte, so schloß er sich den Landlosen an und beteiligte sich an deren Bestrebungen und — Wühlereien, zog aber auch seinen religiösen Hader auf das bürgerliche Gebiet hinüber. Schließlich wurde er und seine Genossen bei der Regierung als unruhige und gefährliche Leute verklagt. Ein lutherischer Pastor beteiligte sich namentlich an dieser Geschichte. Lange mußte fünf Monate lang Zwangsarbeit verrichten und beschuldigte nun die mennonitischen Ältesten, daß sie ihn so ganz im Stich ließen. Er wurde freigesprochen. Er und seine Anhänger hielten es aber nun doch für geratener, auszusiedeln. Einige gingen nach Jerusalem; die meisten jedoch nach dem Kaukasus, wo sie bei Pjätigorsk eine blühende Kolonie schufen und sich namentlich durch ihr vorzügliches Schulwesen einen Namen machten. Leider sind auch sie meistens dem flachen Rationalismus anheim gefallen, in den der „Tempel" ausgelaufen ist. Daß sich die mennonitischen Gemeinden scharf von ihnen

schieden, war daher natürlich. Es ist aber in den Auseinandersetzungen mit ihnen auch von kirchlicher Seite gesündigt worden.

61.

Pfarrer Wüst und seine Anregungen. Zu einer noch tiefer gehenden Bewegung als die eben geschilderte kam es in den Gemeinden durch die Wirksamkeit eines evangelischen Pfarrers, Wüst, in dem unweit Berdjansk gelegenen Dorf **Neu-Hoffnung.** Dieses war im Jahre 1822 von Württemberger Pietisten gegründet worden, welche im Anschluß an Auffassungen Bengels über die Offenbarung nach Rußland ausgewandert waren, um hier den Bergungsort der Gläubigen der letzten Zeit zu finden. Da sie den Mangel eines geschulten Geistlichen tief empfanden, so beriefen sie sich im Jahre 1845 den Kandidaten Wüst zu ihrem Pfarrer. Dieser war eine machtvolle Persönlichkeit, voll glühender Liebe zu Christo und schneidigem Eifer gegen alles halbierte Wesen im Christentum. Besonders war er aber auch mit einer reichen Gabe ausgestattet, geselliges Christentum zu pflegen. Unter seiner Leitung blühten in seiner Gemeinde Erbauungsstunden aller Art empor. Zu den von ihm eingerichteten Missionsfesten strömte man von nah und fern zusammen. Neue geistliche Lebensimpulse gingen von ihm auf alle benachbarten Gemeinden aus und auch mennonitische Kreise, besonders die Gemeinden in Gnadenfeld, ließen sich segensreich von ihm anregen. Er besuchte die Missionsfeste in Gnadenfeld und riß durch sein mit mächtiger Stimme vorgetragenes Zeugnis von Christo alles mit sich fort. Wüst lebte und webte besonders in der Lehre von der freien Gnade und der Erfahrung derselben am eigenen Herzen. Auch in den brüderlichen Zusammenkünften war sie das Thema, das immer wieder besprochen und besungen wurde. Auch in den mennonitischen

Dörfern bildeten sich kleine Konventikel, wo bei Gesang und gegenseitigem Austausch von Ansichten und Erfahrungen viel Segen gewonnen wurde.

62.

Zu Trennungen, und zwar recht trauriger Art, kam es nun aber in den von Wüst geleiteten und beeinflußten Kreisen dadurch, daß die Lehre von der freien Gnade falsch aufgefaßt und ausgebeutet wurde. Sie wurde nämlich von einigen unedlen Wortführern dahin ausgelegt, daß sie jede ernste Heiligung überflüssig mache. Ja, es erhoben sich solche, welche dem geistlichen Leben eines Christen jeden Zusammenhang mit seinem natürlichen absprachen. Irgend welchen fleischlichen Begierden dürfte er sich ergeben, ohne daß sein Gnadenstand dadurch in Gefahr käme. Mehrere Vertreter solcher sittlich grundstürzenden Ansichten gerieten auf so schlimme Wege, daß sie dem Kriminalgericht in die Hände fielen. Andere gingen wenigstens von Wüst ab und suchten sich auf eigene Hand kirchlich einzurichten. Das alles und sonstige trübe Erfahrungen erschütterten Wüst dermaßen, daß er in eine schwere Krankheit fiel und im Jahre 1859 selig heimging. Wenn er die Heiligung auch nicht in seinen Predigten so allseitig betont hatte, wie es wohl hätte geschehen sollen, so hatte er sie doch in seinem Leben geübt und daher blieb er vielen seiner Freunde in dankbarem Andenken.

Auch in den mennonitischen Gemeinden kam es in den in seinem Sinn sich geistlich bauenden Kreisen zu Trennungen von den andern. Es war natürlich, daß man in denselben die großen Schäden des mennonitischen Volkslebens erkannte und es gern anders haben wollte. Anstatt aber still und unverdrossen an einer geistlichen Belebung des ganzen mitzuwirken, meinten einige, sich von den andern sondern zu müssen und verlangten von dem Ältesten der

Gnadenfelder Gemeinde, er solle ihnen allein das Abendmahl reichen. Als er ihnen das verweigerte, feierten sie es unter sich selbst und überreichten dann am 6. Januar **1860** den Ältesten der bestehenden Gemeinden eine Erklärung, in der sie ihren Austritt aus der gesamten Mennonitenschaft ankündigten, weil deren sündhaftes Leben zu Gott im Himmel schreie und sie selber befürchten müßten, die überkommenen Privilegien zu verlieren, wenn sie länger mitmachen würden. Deshalb sagen sie sich von den „verfallenen Kirchen" los, bekennen sich aber sonst zu den Lehren Menno Simons. Was sie dann als ihre besonderen Ansichten angaben, war eigentlich nichts Neues, sondern lag auch in dem Erkenntnisgehalt der andern Gemeinden ausgesprochen. Das Schriftstück war von 18 Brüdern unterschrieben. Ein Prediger gehörte nicht zu ihnen.

63.

Bildung der Brüdergemeinde. Von den meisten Ältesten und dem Gebietsamt scharf verurteilt und zum teil ungerecht bedrängt, schritten die Separatisten auf dem betretenen Wege eifrig weiter, bis sie mit der Bildung einer eigenen Gemeinde fertig waren. Genau gefragt, was sie eigentlich wollten, erklärten sie sich dahin, neben den andern Gemeinden eine eigene gründen zu wollen, — was zu der so scharf ausgesprochenen Sonderung von der „gesamten Mennoniten-Brüderschaft" nicht paßte; denn auch als eigene Gemeinde blieben sie ja so mit den andern in demselben kirchlichen und bürgerlichen Verbande, blieben eingegliedert in den allgemeinen Angelegenheiten und konnten so weder der allgemeinen Verschuldung noch der allgemeinen Strafe entgehen. Eine Auswanderung nach einem ganz neuen Gebiet wäre die einzig richtige Konsequenz ihrer Erklärung gewesen. Sie kamen später teilweise dazu und gründeten eigene Dörfer am **Kuban.** Zunächst aber blieben sie alle in der Kolonie.

Wegen ihrer selbständigen kirchlichen Funktionen in die Enge getrieben, gaben sie das Unrichtige der Sache zu und versprachen, mit der Ausübung der heiligen Handlungen zu warten, bis sie als eigene Gemeinde dazu eine obrigkeitliche Erlaubnis würden erhalten haben. Da aber eine solche so leicht nicht zu bekommen war, so konstituierten sie sich noch im Jahre 1860 als eine eigene Gemeinde unter der Benennung: **„Mennoniten Brüdergemeinde“**, wählten eigene Prediger, welche ihr Amt im Auftrag der Brüder übernahmen und hielten in Privathäusern gottesdienstliche Versammlungen ab. So wichtig der Punkt war, den sie vertraten, nämlich — persönliche Heilserfahrung, so brachten sie denselben doch vielfach in sehr unnüchterner Weise zum Ausdruck. So berichtete der Älteste der Gnadenfelder Gemeinde über sie, daß sie in ihren Versammlungen ihre innere Freude durch Singen, Musicieren, Tanzen und Jauchzen in solch lärmender Weise bezeugten, daß es sich zuweilen gefährlich anhörte. Auch andere Überspanntheiten verdeckten das Richtige, das sie vertraten, wie wenn bei der Fußwaschung die Brüder den Schwestern und die Schwestern den Brüdern die Füße wuschen oder junge, ungebildete und moralisch nicht lautere Leute als Apostel ihrer Sache ausgesandt wurden. Andere brachten die Bewegung dadurch in übeln Ruf, daß sie alle ihre Erbauungsbücher verbrannten und nur einige baptistische Sachen gelten ließen. Einige gingen sogar in die kirchlichen Versammlungen, um sie zu stören. Das alles trug ihnen den Vorwurf eines bloßen sektiererischen Treibens ein, ja mit der Bezeichnung „Hüpfer“ auch Spott und Verachtung. Wenige nur gaben sich Mühe, zwischen dem guten Kern in der Sache und den Auswüchsen derselben zu unterscheiden. Das überspannte Treiben wurde beseitigt, sobald die Gemeinde besonnene Führer hatte.

12

64.

Die Stellung der meisten Aeltesten und dann die des Gebietsamtes gegen die Separatisten war aber nicht richtig und gestaltete sich zu einem Kampf mit bürgerlichen Waffen gegen eine kirchliche Bewegung, was ja gegen die wesentlichsten mennonitischen Grundsätze geht. Daß man die weitgehende Verurteilung der bestehenden Gemeinde zurückwies, war ja natürlich; von wie vielen Bezeugungen der Gnade Gottes im Schul- und Jugendunterricht, an Kranken- und Sterbebetten konnten sie nicht Zeugnis ablegen! Aber die ersten Schriftstücke der von den andern sich trennenden Brüder bezeugen ja deren Mangel an Fähigkeit, geschichtlich gewordene Schäden richtig zu beurteilen. Sie zeigen halt den Radikalismus junger Christen, die schnell mit andern fertig sind und leicht undankbar gegen das Bestehende werden, das ihnen viel Segen gebracht hat. Trotzdem hat ihnen schwerlich ein aufrichtiger Ernst in ihrem Christentum abgesprochen werden können. Viel Liebe und Nachsicht wäre hier sicherlich am Platz gewesen und sodann die volle Einräumung der bürgerlichen Freiheit, welche wir Mennoniten für die Übung unserer Gewissensüberzeugungen verlangen. Beides scheinen die meisten der Ältesten sehr übersehen zu haben. Ihr Vorgehen in der Sache trägt einen stürmischen und hochkirchlichen Charakter. Auf die erste Erklärung der Separatisten antworteten sie mit einer Verweisung der Angelegenheit an das Gebietsamt. Dieses nun, anstatt dieselbe als eine kirchliche abzulehnen, ging recht scharf darauf ein, versuchte gegen die Ausgetretenen das Gesetz über geheime Gesellschaften zur Anwendung zu bringen und drohte mit Verhaftungen. Die Sache ging zunächst an das Fürsorgekomitee in Odessa. Diesem reichten fünf der Ältesten ein Schriftstück ein, in welchem sie erklärten, daß sie die neue Gemeinde nicht für eine mennonitische anerkennen könnten und sie daher im Interesse des Friedens den Maßnahmen der Obrigkeit überlasse.

Das Gebietsamt drang auf Ausschluß aus dem Kolonistenverband. Die Brüdergemeinde aber wußte auch bei den höhern Behörden in ihrem Interesse zu wirken, so daß ihr eine gewisse Duldung zu teil wurde.

65.

Johann Harder, Ältester der Gemeinde zu Orloff, unterschied sich in dieser Kontroverse durch seine besonnene und versöhnliche Stellung von den andern und widerlegte damit das Urteil der Separatisten über die bestehenden Kirchen, als ob sie ganz und gar verfallen seien. Er ließ sich nicht veranlassen, auf Berichte anderer hin, die ausgetretenen Brüder zu verurteilen, sondern besprach sich mit ihnen persönlich, wies ihnen in ihrem Vorgehen die Verletzung kirchlicher Ordnung nach und erklärte sich schließlich bereit, mit der einmal eingetretenen Separation vorlieb zu nehmen und die neue Gemeinde neben den andern gelten zu lassen. Er ließ ihre Versammlungen wiederholt besuchen und da fand man wohl manches Lebhafte und Eigentümliche, aber nichts, was gegen die eigentlichen mennonitischen Grundsätze stritt. Auch der Älteste der „kleinen Gemeinde“ nahm gegen die Bewegung eine passive Stellung ein und billigte namentlich kein obrigkeitliches Vorgehen gegen dieselbe. Seine und Harders Erklärungen wurden jedoch zunächst vom Gebietsamt unterschlagen. Es gab viele Verhandlungen in dieser Sache bis hinauf zu den obersten Behörden in St. Petersburg. Ja, der Vertreter der Brüdergemeinde, Klassen, erhielt Gelegenheit, dem Kaiser eine Bittschrift einzureichen. In allen ihren Schriftstücken stellte sich die neue Gemeinde als eine solche hin, welche das echte Mennonitentum zum Ausdruck bringen wollte im Gegensatz zu den andern, welche es nicht mehr hätten. Und die betreffenden Beamten müssen sich davon überzeugt haben, daß bei dem so ziemlich gänzlichen Mangel einer gemeinsamen kirchlichen Verfassung bei den

Mennoniten derartige separatistische Erscheinungen unvermeidlich seien. Gutachten über die Sache, wie das des Pastors Dobbert von Prischip, fanden dann auch an der Bekämpfung der Bewegung vieles auszusetzen. Somit brannte die bürgerliche Opposition gegen dieselbe in sich selbst nieder. Sie zeigt aber, daß eine Gemeinschaft ihre eigenen Grundsätze mit Füßen treten kann, wenn sie nicht für eine genaue Kenntnis ihrer Bekenntnisse und ihrer Geschichte bei ihren Führern Sorge trägt.

66.

Als besondere Unterscheidungspunkte von den andern bezeichnete die Brüdergemeinde 1. ihre Taufpraxis. Anstatt die Taufe im 18. oder 20. Lebensjahr auf ein auswendig gelerntes Bekenntnis zu erteilen wie das, wie sie erklären, bei den andern Gemeinden geschieht, taufen sie nur auf ein vor der Gemeinde abgelegtes Bekenntnis einer persönlichen Heilserfahrung. Sie taufen sodann nur durch Untertauchung und erkennen keine andere Form an. 2. Ihre Kirchenzucht erstrebt die Ausübung der strengsten mennonitischen Auffassung derselben, indem alle, welche einen unordentlichen Wandel führen, von der Gemeinde ausgeschlossen werden. 3. Eine Rangordnung unter den Predigern erkennen sie nicht an, so daß nicht nur sogenannte Älteste die heiligen Handlungen vollziehen dürfen. 4. Zum regelmäßigen Besuch der Versammlungen und der Teilnahme am heiligen Abendmahl muß sich jeder verpflichtet betrachten. Man sieht bald, daß diese Stücke eigentlich nichts besonders Eigentümliches sind, ondern nur das betonen, was auch die andern Gemeinden in schärferer oder milderer Fassung als ihr Erkenntnisgut betrachten. Auf einen auswendig gelernten Glauben soll z. B. auch hier eigentlich keiner getauft werden. Die Haupttrennungslinie zwischen sich und den andern bildete die neue Gemeinde in ihrer **Taufform** heraus. Als sich ihr im Jahr 1860

einige Glieder anschließen wollten, welche noch nicht getauft waren, gelangten sie durch das Lesen der heiligen Schrift und einiger von Klassen aus St. Petersburg mitgebrachten Bücher sowie durch das, was Menno Simon über diesen Punkt sagt, zu der Ansicht, daß die Untertauchung die einzig richtige Form der Taufe sei. Da sie aber selber so nicht getauft waren, so vollzogen ein Prediger und ein Gemeindebruder die Handlung in dieser Form an einander und dann an den andern. Über diesen Punkt gab es viele und oft peinliche Verhandlungen. Hätte man mehr über mennonitische Geschichte gewußt, so wäre der Taufmodus unwichtiger geblieben, da die Mennoniten verschiedene Taufformen zulässig gefunden haben. Die neue Gemeinde irrte, wenn sie ihre exklusive Stellung als mennonitisch ansah. Die Form der heiligen Handlung überläßt unsere Gemeinschaft der Erkenntnis der einzelnen Gemeinde.

67.

Die Beziehungen zwischen der neuen Gemeinde und den alten waren daher recht gespannt. Die Schuld davon lag auf beiden Seiten. Die Brüdergemeinde blieb ihrem der Obrigkeit eingereichten Begehren, neben den andern eine Gemeinde zu bilden, im Grunde nicht treu, indem sie durch ihren exklusiven Taufbegriff ihre heiligen Handlungen für die alleinig richtigen erklärte. Sodann verstieg sie sich in ihrer Kritik über die andern Gemeinden zu den denkbar schärfsten Ausdrücken, wie denn ihr 1876 von ihr herausgegebenes Glaubensbekenntnis mit der polemischen Bemerkung eingeleitet wird, daß das gesamte mennonitische Volk ein „geistig“ erstorbenes sei, was schon sprachlich ein Unsinn ist. Zudem war ihr Wirken nach außen oft derart, daß die Beschuldigung oft Grund hatte, es sei dasselbe mehr Parteitreiben als ein Werben für Christum und sein Reich. Ein Übertritt zu ihnen wurde oft zu einem

peinlichen Bruch mit segensreichen Familienbeziehungen emporgeschraubt, der sich mit der wahren Demut und der tragenden Liebe eines Christen nicht deckte. An letzterem Punkt fehlte es aber auch bei den andern Gemeinden. Zu langsam fand man sich mit der Separation ab. Wie weit freilich so ein Verzweiflungsakt, in der Art eines Bruches mit dem Bestehenden und der Gründung eines neuen kirchlichen Gemeinwesens, so daß alle amtlichen Fäden durchgerissen werden, entschuldigt werden kann oder gar nötig wird, muß wohl dem Herrn der Kirche anheim gestellt bleiben. Normal kann er nicht heißen. Aber, nachdem er geschehen ist, sollten doch die gemeinsamen Verbindungsfäden zwischen beiden Teilen wieder aufgesucht werden, um die Einheit im Geist zu pflegen. Zunächst hätte man die neue Gemeinde in ihrer Besonderheit anerkennen sollen. Die andern Gemeinden bildeten ja große Parochien mit oft wenig gesellschaftlichem Halt des einen am andern und entschiedener Vorliebe für steife Kirchlichkeit. Warum hätte sich nicht eine Gemeinde anderer Art auch mit einer andern Taufform bilden dürfen für solche, welche dafür Bedürfnis hatten und sich bei einer andern nicht beruhigen konnten! Aber der unserer Gemeinschaft eigentümliche Toleranzbegriff war den russischen Mennoniten überhaupt sehr verloren gegangen und alle haben unter diesem Mangel gelitten. Auf beiden Seiten wurde die brüderliche Liebe derart verletzt, daß es zu einer neuen Gesamtschuld unseres Volkes kam.

68.

Die weitere Entwicklung der Brüdergemeinde gestaltete sich recht günstig für sie, nachdem die Extravaganzen der ersten Zeit abgestreift worden waren und die Obrigkeit die Bewegung zunächst auf sich beruhen ließ. Die große Freiheit der kirchlichen Erbauung zog viele an; denn hier war es mit irgend welcher steifen Kirchlichkeit zu Ende. Ge-

bildete und reiche Leute schlossen sich ihr an. In der Molotschnakolonie wurde das Dorf **Rükkenau** ihr Mittelpunkt, wo sie sich eine große Kirche erbauten. Kleinere Versammlungshäuser richtete man in andern Dörfern ein. Auch in der alten Kolonie, in Chortitz, kam es zur Bildung so einer Gemeinde, welche sich zu den andern in scharfen Gegensatz stellte, ja, sie als ein Babel u. s. w. bezeichnete. Sie ließ sich von dem bekannten Baptistenprediger **Onken**, der damals in Süd-Rußland umherreiste, bedienen und ihren Ältesten, Unger, ordinieren. Zu den Baptisten trat die neue Richtung überhaupt in intimste Beziehung. Deren Bücher, wie die „Glaubensstimme" wurden allgemein gebraucht und mit ihnen ohne weiteres Abendmahlsgemeinschaft unterhalten. Die Übereinstimmung mit ihnen in dem Punkt der Taufform ließ den weit wichtigern Bekenntnispunkt von der Wehrlosigkeit gänzlich auf sich beruhen. Es trug freilich die Beziehung zu den Baptisten der Brüdergemeinde manchen Gewinn ein. Deren Reiseprediger wie Dr. Bädecker u. a. kamen zu ihnen und hielten segensreiche Versammlungen ab. Zudem konnten ihre jungen Brüder sich auf dem Predigerseminar zu Hamburg für den Dienst an den Gemeinden vorbereiten. Ja, einzelne begabte Prediger der Brüdergemeinde traten sogar zu den von Paschkoff in St. Petersburg angeregten Bewegungen in persönliche Beziehung und brachten dadurch den heimatlichen Kreisen manche Anregung. Solche Freizügigkeit nach außen hin mit Abweisung irgend welcher brüderlichen Beziehung zu den andern mennonitischen Gemeinden, namentlich in der erstern Zeit, machte es der Brüdergemeinde aber nicht leicht, russischen Beamten gegenüber, welche sie auf den Verdacht hin untersuchten, daß sie eigentlich Baptisten seien, ihr Mennonitentum zu erweisen. Ja, einigemale hieß es schon, sie würden den Baptisten gleich gestellt werden.

Mit der Hauptschwierigkeit der russischen Mennoniten hat die Brüdergemeinde noch nicht gerungen — also mit dem Umstand, daß die russische Regierung das Mennonitentum als Volkskirche behandelt und dieses sich so behandeln läßt. Und wie es anders könnte, weiß sicherlich nicht leicht jemand zu sagen. Je persönlicher aber die Brüdergemeinde sich mit diesem Punkt auseinander zu setzen haben wird, um so versöhnlicher werden auch sie und die alten Gemeinden einander wieder näher rücken. Die Brüdergemeinde zählt gegenwärtig an 2000 Glieder.

In der Krim, in dem Dörfchen Annenfeld, kam es ausgangs der sechziger Jahre ebenfalls zu einer Separation von den alten Gemeinden. Es entstand hier eine Erweckung und die Betreffenden konnten sich ohne eine nochmalige Taufe in der Form der Untertauchung nicht beruhigen. Einer von ihnen, Jakob Wiebe, war ein Prediger der „kleinen Gemeinde." Er ließ sich von einem Gemeindebruder nochmals taufen und taufte dann die andern. Die neue Gemeinde konstituierte sich in scharfem Gegensatz zu den alten, obschon deren Prediger sie auf den Heilsweg geführt hatten, verweigerte aber auch den Gliedern der andern Brüdergemeinde wegen geringer Unterschiede die Abendmahlsgemeinschaft. Infolge ihrer lokalen Isoliertheit blieb sie unangefochten. Im Jahre 1874 wanderte sie nach Amerika aus.

69.

In den alten Gemeinden ging es aber auch mit religiösen Erneuerungen stetig voran. Manche ihrer Ältesten und Prediger waren recht tüchtige Männer, so Lenzmann von Gnadenfeld, Sudermann von Berdjansk, Harder von Orloff. Mit Vorliebe wählte man die Lehrer an den Dorfschulen zu Predigern, welche oft sehr passende Kenntnisse für das geistige Amt mitbrachten. Ein solcher

war **Bernhard Harder**, der als Erweckungsprediger und Liederdichter Bedeutendes leistete. Er war ein feuriger Zeuge, ähnlich wie Pfarrer Wüst. Und seine Lieder füllen einen stattlichen Band. Manche der von ihm Angeregten traten der Brüdergemeinde bei. Im Laufe der Zeit eigneten sich aber auch die alten Gemeinden manches von dem an, was diese Richtiges vor ihnen voraus hatten. Die **Missionsfeste** der Gnadenfelder Gemeinde gestalteten sich sodann zu immer reicheren Segensquellen und andere Gemeinden richteten sie auch ein, — so bald die zu Alexanderwohl. In Gnadenfeld fand sich auch der erste Jüngling, der sich persönlich der Mission weihte — Heinrich Dirks. Er studierte in Barmen und ging 1869 nach Sumatra. Seine Abschiedsreden in den Gemeinden daheim weckten viel Interesse für die heilige Sache in weiten Kreisen.

XIII. Bemühungen um die Erhaltung der Wehrfreiheit.

70.

Befürchtungen. Daß das Staatswesen Rußlands dem hochgehenden militärischen Fortschritt seiner westlichen Nachbarländer folgen werde, mußte jeder erwarten, der sich mit Geschichte beschäftigte, — und ebenso, daß damit manche, den eingewanderten Kolonisten verliehenen Privilegien, ganz aufgehoben oder wenigstens sehr beschnitten werden würden. Daß die vielen Ausnahmegesetze für die Eingewanderten den russischen Staatsmännern mit der Zeit lästig wurden, ersah man an vielen Vorfällen. Natürlich blieben sich viele derselben auch nicht lebhaft dessen bewußt, wie viel Süd-Rußland durch die deutsche Einwanderung gewonnen hatte. Vielmehr zeigte sich in weiten Kreisen der russischen Bevölkerung ein entschiedener Neid gegen den Deutschen, den „Njemetz", der so viele Vorteile genoß und so manche Staatslast nicht zu tragen hatte. Angesichts solcher Gesinnungen bemühten sich auch die Mennoniten durch besondere Leistungen der russischen Krone und dem russischen Volke zu zeigen, sie seien willig, das für den Staat zu thun, was nicht gegen ihr Gewissen ging. So eine Gelegenheit gab es während des **Krimkrieges** 1854. Sie entsandten reich beladene Proviantwagen nach der Krim und leisteten dort durch den Transport von Soldaten der Regierung bedeutende Dienste. Ebenso sorgten sie für die Pflege verwundeter Soldaten. Und in einer besondern Adresse sprach der Kaiser Alexander II. den Mennoniten seinen Dank dafür aus. Daß aber trotzdem auch sie zu gewissen militärischen Leistungen würden herangezogen werden, mußte sich jedem als wahrscheinlich aufdrängen, der mit offenem Auge die europäischen

Kriegsrüstungen beobachtete. Als nun im Jahre 1870 die Nachricht auch die mennonitischen Kreise durcheilte, daß in der Hauptstadt ein allgemeines Wehrgesetz ausgearbeitet werde, da kamen allen Nachdenkenden die ernstesten Besorgnisse um die Erhaltung des väterlichen Bekenntnispunktes. Nun erwies sich der Kirchenkonvent als eine praktische Einrichtung, besonders auch dadurch, daß sich nicht nur Älteste, sondern auch Prediger und auch Gemeindebrüder daran beteiligten. Das ermöglichte eine Art gemeinsamer Vertretung der Gemeinden. Der Kirchenkonvent beschloß, Delegaten nach der Hauptstadt zu senden und bei der Regierung um die Erhaltung der Befreiung vom Militärdienste einzukommen.

71.

Die Deputation nach St. Petersburg machte ihre Reise im Februar des Jahres 1871. Dieselbe wurde von den meisten der hohen Beamten freundlich empfangen und auch ihrem Anliegen brachte man lebhaftes Interesse entgegen. Der Kriegsminister sprach sehr anerkennend über die Dienste, welche die Mennoniten dem Reiche während des Krimkrieges geleistet hätten. Sie aber von eigentlichen militärischen Verpflichtungen ganz frei zu lassen, würde doch in Zukunft nicht gehen, meinte er, wenn die Regierung nicht den andern Bürgern gegenüber ungerecht erscheinen wolle. Einer der Minister äußerte sich mißbilligend darüber, daß die Mennoniten nicht in der russischen Sprache mehr daheim seien, obwohl sie schon so lange im Lande wohnten. Ein Anderer fragte einen der Deputierten, den Ältesten L. Sudermann, was er im Falle eines Krieges thun würde. Dieser erwiderte ihm: „Ich würde meinem Feinde entgegen gehen, ihn umarmen und mich mit ihm versöhnen, aber ihn nicht töten." Der hohe Herr lächelte. Eine besondere Auszeichnung war es für sie, beim Großfürsten Nikolai eine Audienz zu erhalten. Dieser sagte ihnen, daß man ihr Gewissen schonen

und sie daher Sanitätsdienste thun lassen werde, das aber erst nach 25 Jahren. Auf die Bemerkung der Deputierten, daß so ein Dienst als eine formelle Einreihung in das Kriegswesen wider ihr Bekenntnis gehe, meinte er, ihr Gewissen werde ihnen doch wohl erlauben, einen verwundeten Soldaten zu pflegen. Darauf erlaubten sich die Deputierten zu erwiedern, daß so ein Dienst als gezwungener doch etwas anderes sei als ein eigentlicher Liebesdienst, daß die Leute in diesem Teil der Kriegseinrichtung ja auch ein Seitengewehr tragen müßten und daß bei einer Beteiligung daran ihre Gemeindezucht hinfallen würde. Der Großfürst sagte ihnen darauf, sie sollten dem Lande nun auch nützen, nachdem sie in demselben so viele Wohlthaten genossen hätten. Die Deputierten erklärten sich im Namen ihrer Gemeinden zu jedem Opfer bereit, das nicht gegen ihr Gewissen ging. Darum möchte ihnen die russische Regierung doch ihre bisherigen Privilegien erhalten. Die Audienz beim Großfürsten endete kühl. Einer der Minister sagte ihnen ganz offen, daß sie sich ein anderes Land suchen müßten, wenn sie für den Staat nichts leisten wollten.

72.

In einer **Denkschrift** legten die Deputierten, dem Wunsch des Ministeriums gemäß, den Bekenntnispunkt der Gemeinden bezüglich der Wehrlosigkeit nieder, ehe sie zurück reisten. In derselben sagten sie, daß unser Herr Jesus Christus, als der im Alten Testament verheißene Friedenskönig in diese Welt gekommen sei, um hier ein Reich des Friedens aufzurichten und seine Jünger als Friedenskinder sich erweisen zu lassen. Daher müßten diese alle die Dinge meiden, welche mit dem Wandel ihres erhabenen Vorbildes nicht stimmten. Obschon nun auch das Kriegführen im Alten Testament einige Male geboten worden sei, so habe doch der Herr Jesus seinen Nachfolgern

jede Rache an ihren Feinden so entschieden untersagt, daß sie sich eine Teilnahme am Kriegsdienst nicht erlauben könnten. Die betreffenden Worte des Herrn seien aber noch heute das Glaubensbekenntis der Mennoniten. Daher dürften sie nicht das Schwert ziehen, sondern müßten eher leiden und dulden. In Übereinstimmung mit diesen Grundsätzen hätten sich die Vorfahren der jetzigen Mennoniten von jeglicher Beteiligung am Kriegsdienst fern gehalten und lieber Haus und Hof verlassen, als ihr Bekenntnis verletzt. Ohne ihr Zuthun sei ihnen in Rußland ein Asyl eröffnet worden, wo sie sicher ihres Glaubens hätten leben können und noch dazu im Irdischen reich gesegnet worden wären. Wollte der Herr sie nun auch einer Läuterung und Sichtung ihres Glaubens unterwerfen, so hofften sie, daß er auch das Herz Sr. Majestät des Kaisers so lenken werde, daß ihnen ihre bisherige Gewissensfreiheit würde erhalten bleiben.

73.

Auswanderung nach Amerika. Die Berichte der Deputierten und weitere Nachrichten aus St. Petersburg ließen alle Nachdenkenden erkennen, daß für die Mennoniten in Rußland eine neue Zeit im Anzuge sei und daß es mit ihrer Sonderstellung zu Ende gehe. Mehrere obrigkeitliche Verfügungen zeigten dieses klar. Das Fürsorge-Komitee in Odessa wurde gestrichen und die Gebietsämter wurden unter direkte russische Verwaltung gestellt. Im amtlichen Verkehr wurde die deutsche Sprache nicht mehr geduldet. In allen Schulen wurde die Erlernung des Russischen obligatorisch. Wo der so begonnene Russifizierungsprozeß seine Grenzlinie bekommen werde, war natürlich nicht vorauszusehen. Ob er nicht schließlich die Erhaltung des Mennonitentums, ja des Protestantismus kaum möglich lassen werde, wurde vielen eine ernste Frage. Ganz

natürlich kam man da zu dem Gedanken an eine Auswanderung. Und als der einzige Ort, wo man in der bisherigen Weise fortzuleben hoffen konnte, mußte die neue Welt erscheinen. Von den Verhältnissen der Mennoniten in Amerika wußte man wohl nur wenig, suchte aber jetzt eifrig weiteres darüber zu erfahren. Besonders ein Herr Janzen in Berdjansk leistete den in dieser Sache Interessierten in dieser Hinsicht wertvolle Dienste. Eine im Sommer **1873** nach Nordamerika entsandte **Deputation** brachte aus persönlicher Anschauung vielseitige Berichte über die amerikanischen Verhältnisse zurück und so rüsteten sich im nächsten Winter Hunderte von Familien zur Auswanderung. Zu halbem Preis und niedriger wurden die Wirtschaften losgeschlagen. Aus der Molotschnakolonie zog beinahe die ganze Gemeinde zu Alexanderwohl fort, denen sich viele aus den andern Gemeinden anschlossen. Aus dem Mariupoler Kreis wanderte die Bergthaler Gemeinde aus; ebenso viele Familien aus der Krim. Die ersten größeren Gruppen nahmen im Juli **1874** Abschied von der geliebten Heimat. Die Abschiedsszenen gestalteten sich zu tiefgreifenden Ereignissen. Manches Familienband wurde da zerrissen. Auch die Mennoniten in Wolhynien und Polen zogen größtenteils fort. Es sind in den Jahren von 1874—1880 an 15,000 Mennoniten aus Rußland ausgewandert.

XIV. Der Staatsdienst der russischen Mennoniten.

74.

Die Mission des Generals v. Totleben. Die Energie, mit welcher die Auswanderer ihre Sache betrieben und namentlich um ihre Pässe wirkten, machte die Presse auf diese Bewegung aufmerksam. In den in- und ausländischen Zeitungen wurde darüber berichtet. Und auch in den höhern russischen Beamtenkreisen nahm man Notiz davon. Zudem hatte eine Bittschrift des Kirchenkonvents den Kaiser erreicht. Dieser sprach mit einem seiner bedeutendsten Strategen, General von Totleben, über die beabsichtigte Auswanderung im Süden seines Reiches. Totleben soll ihm gesagt haben, wenn die Mennoniten auswandern, so werden ihre schönen Dörfer in kurzer Zeit wieder zu Steppen. Um nun die Auswanderung aufzuhalten, wurde er selbst vom Kaiser zu den mennonitischen Kolonien entsandt. In Chortitz und in Halbstadt setzte er den zusammengerufenen kirchlichen und bürgerlichen Behörden derselben die Gesinnungen des Kaisers über sie auseinander, wie derselbe sie dem Reiche zu erhalten wünsche, ihnen ihre kirchlichen Freiheiten erhalten wolle, aber dem neuen Stand der Dinge entsprechend nicht anders könne, als von ihnen einen persönlichen Staatsdienst zu verlangen. Um nun aber ihr Gewissen zu schonen, solle ihnen derselbe in einer Weise eingerichtet werden, welche sie gar nicht mit dem eigentlichen Kriegswesen verbinde, sondern es ihnen ermögliche, ihre Jünglinge zusammen zu halten und nach ihrer Eigenart kirchlich zu pflegen. Die Erscheinung des hohen Gesandten und seine Eröffnungen waren für die Mennoniten Überraschungen und in warmen Worten sprach man ihm den Dank aus für sein Interesse an

der Sache. Sodann aber eilten die Behörden heim, um sich mit den einzelnen Gemeinden zu beraten und bestimmte Beschlüsse zu fassen.

75.

Übernahme des Forstdienstes. Totleben offerierte den Gemeinden im Namen des Kaisers drei Arten der Ableistung des obligatorischen Staatsdienstes — **1.** in den Werkstätten der Marine; **2.** bei der Feuerwehr in den Städten und **3.** im Forstbau. Die letzte Art erschien den Mennoniten natürlich als die vorteilhafteste, indem sie am leichtesten die Vereinigung der jungen Leute in Gruppen und ihre kirchliche Pflege möglich machte. Somit überreichten die Behörden dem hohen Gesandten im Namen ihrer Gemeinden eine Erklärung, in der sie sich zur Übernahme des genannten Staatsdienstes verpflichteten — dieses aber mit dem Vorbehalt, daß ihre Schulen unter ihrer eigenen Beaufsichtigung blieben und daß ihnen die Freiheit zur Auswanderung gewahrt würde, sollten später die Militärgesetze geändert werden. Bezüglich der Schulen wurde noch bemerkt, daß man in denselben für die Erlernung des Russischen nach Kräften sorgen werde. Dem Kaiser aber wurde eine Dankschrift übersandt, in welcher die Gemeinden die gewährten Begünstigungen aufs wärmste anerkannten und ihre Anhänglichkeit an das verehrte russische Kaiserhaus und die liebgewordene Heimat aussprachen. Diejenigen, welche sich für die Auswanderung rüsteten, waren in ihrem Projekt schon so weit verfestigt, daß sie sich auf eine genaue Erwägung einer Änderung ihres Planes nicht mehr gut einlassen konnten. Auch Totlebens Schilderungen der Strapatzen des amerikanischen Pionierlebens schreckten sie nicht ab. In einer Denkschrift aber sprachen sie ihre Dankbarkeit aus über die in Rußland genossenen Wohlthaten.

76.

Einrichtung des Forstdienstes. Mit dem Jahre 1880 war der Zeitpunkt für die Einrichtung des übernommenen Staatsdienstes gekommen. Die russischen Beamten verhandelten mit den Vorständen der Gemeinden in freundlicher Weise über diese Sache. Die einzelnen Punkte der getroffenen Vereinbarungen mit der Regierung zeigen aber, wie gewissenhaft die mennonitischen Vertrauensmänner dafür gesorgt haben, daß den jungen Leuten alle möglichen Vorteile für die Wahrung ihres konfessionellen Standpunktes gesichert wurden. So wurde festgesetzt, daß die Mennoniten eigene Wahlbezirke bildeten, daß die Dienstzeit vier Jahre währen solle, daß nur vier Forsteien eingerichtet würden, daß auf jeder derselben ein mennonitischer Prediger die Beaufsichtigung der jungen Leute übe, und daß diesen kirchliche Pflege und Gelegenheit zur Fortbildung geboten werde. Die Erbauung der nötigen Kasernen bestritten die Kolonien aus eigenen Mitteln und gaben dafür an 150,000 Rubel aus. Im ganzen dienen jährlich an 500 Jünglinge auf diesen Forsteien und der Kostenaufwand kommt den Kolonien jährlich auf etwa 70,000 Rubel zu stehen. Es ist der Forstdienst natürlich eine saure Arbeit, — nach streng militärischer Disciplin. Im ganzen sind die Einrichtungen aber derart, daß nicht schon verdorbene junge Leute kaum einen religiösen und sittlichen Verlust dabei erleiden müßten.

XV. Die neueren wirtschaftlichen Verhältnisse.

77.

Der Ackerbau ist in allen Kolonien der Haupterwerbszweig geworden, seitdem durch Schiffe und Eisenbahnen das Getreide nach allen Richtungen hin verschickt werden kann. Während in den 30. Jahren das Tschetwert Weizen (6 Bushel) kaum einen Rubel preiste, wird es heute für 10 Rubel und mehr verkauft. Daher ist auch die Schafzucht so ziemlich ganz eingegangen und die großen Schäfereien der Kolonie sind in Pflugland verwandelt worden, das zu Gunsten der Kasse für den Ankauf weiterer Ländereien verpachtet wird. Ebenso ist der in den 50. Jahren in Blüte stehende Seidenbau so ziemlich ganz gesunken und die für diesen Zweck angelegten Maulbeerwaldungen veröden langsam. Auch die Viehzucht besitzt nicht mehr das Interesse wie früher. Getreidebau ist die Losung geworden. Auf den großen ebenen Feldern lassen sich auch die einheimischen und ausländischen Erntemaschinen vortrefflich verwenden. An Arbeitskraft herrscht kein Mangel, indem während der Sommerzeit die Russen in Scharen aus den nördlicheren Gegenden den deutschen Ansiedlungen im Süden zuströmen, um hier für oft geringen Lohn die Feldarbeit zu besorgen. Dieser Umstand macht es möglich, daß mancher mennonitische Bauer sich so eine gewisse herrschaftliche Art erlauben darf, in feiner Kutsche fährt und selber nicht zu arbeiten braucht.

78.

Industriewesen. Aus dem kleinen Handwerkerbetrieb hat sich in manchen Industriezweigen ein schwunghaftes Fabrikwesen entwickelt, wo die Dampfkraft einen großen

Teil der Arbeit verrichtet. Chortitz z. B. ist ein förmliches Fabrikdorf geworden, wo Hunderte von russischen Arbeitern wohnen, welche hier in den großen Werkstätten, in welchen landwirtschaftliche Maschinen hergestellt werden, lohnenden Verdienst finden. Sämtliche Eigentümer dieser Fabriken sind Mennoniten. Der russische Bauer fährt auf deutschem Wagen, pflügt mit deutschem Pfluge und hat den Ackerbau nach deutschen Grundsätzen zu betreiben gelernt. Dampfmühlen finden sich in vielen Dörfern und die alten Tritt- und Windmühlen gehen ein. In Halbstadt befindet sich eine große Stärkefabrik, eine Druckerei, eine Eisengießerei u. s. w. Das haben sich die Pioniere dieser Ansiedlungen schwerlich träumen lassen, daß jene stillen Thäler sobald der Wiederhall des modernen Industriewesens durchklingen würde.

79.

Gemeinsame Einrichtungen höchst nützlicher Art sind im Laufe der Jahre getroffen worden, welche von dem auf das praktische Christentum gerichteten Geist unseres Volkes sehr vortheilhaft Zeugnis ablegen, ebenso der umsichtigen Verwaltung der Kolonialinteressen seitens der mennonitischen Behörden alle Ehre machen. So wurde bald nach der Gründung der Kolonien eine Teilungsordnung ausgearbeitet, welche den Mennoniten bis jetzt von der russischen Regierung belassen wurde. Ebenso setzten die Kolonien ein eigenes Waisenamt ein, das für die Waisenkinder sorgt und deren Erbteil verwaltet. Das ihnen gehörende Geld wird während ihrer Minderjährigkeit zu 6 Prozent ausgeliehen; dem Kapital wird aber nur 5 Prozent gut geschrieben. Aus dem einen Prozent ist im Laufe der Jahre ein Reservekapital von 120,000 Rubel erwachsen, dessen Zinsen Schul- und andern Zwecken dienen. Ebenso hat man aus festgesetzten Abgaben und freien Beiträgen eine Armenkasse gebildet. Zu Tiege an der

Molotschna ist eine Taubstummenschule errichtet worden; ebenso sind Hospitäler gegründet worden. Auch bilden die Kolonien eine gegenseitige Feuerversicherungs-Gesellschaft, so daß bei den betreffenden Unglücksfällen prompte Hilfe vorhanden ist. Diese Einrichtungen zeigen, wie verständnisvoll die russischen Mennoniten den Charakterzug unseres Bekenntnisses erfaßt haben, welcher auf Bewährung des Christentums im sozialen Leben dringt.

80.

Weitere Ansiedlungen sind ebenfalls im Laufe der letzten Jahre in rascher Aufeinanderfolge gemacht worden. So gründete man 1884 eine neue Niederlassung im Gouv. Jekaterinoslaw, zu Memrik. Im J. 1891 wurde sodann eine neue Kolonie zu Orenburg gegründet, östlich von der Wolga. Hier kaufte man 20,000 Desjatinen zu 34 Rubel per Desjatin. In neuester Zeit sind weitere große Landkomplexe weiter im Süden erworben worden, so am kaspischen Meer und am Kuban. Diese immensen Landankäufe werden von den Behörden gemacht. Sodann wird das Gebiet zu Dörfern ausgemessen, wo landlose Familien zu sehr vorteilhaften Bedingungen sich ansiedeln können. Das gibt dann immer geschlossene Kolonien, in denen nur Mennoniten wohnen mit dem ihnen eigentümlichen gesellschaftlichen und kirchlichen Halt aneinander. Sogar an dem Pionierleben, welches sich längs der transsibirischen Eisenbahn entfaltet, beteiligen sich die Mennoniten recht lebhaft. So ist in letzter Zeit viel Grundbesitz in der Nähe von Omsk in mennonitische Hände übergegangen.

XVI. Die neueren kirchlichen Ereignisse.

81.

Die „Auszugsgemeinde." Die thatsächliche Übernahme eines gewissen Staatsdienstes im J. 1880 wurde von einigen Predigern und Gemeindebrüdern als ein Abweichen von dem Bekenntnisstandpunkt der Väter empfunden und rasch bildeten sich an der Molotschna sowie auch an der Wolga Gruppen, welche aus dieser Lage herauszukommen sich bemühten. Unter den Brüdern an der Wolga wußte sich ein gewisser Claas Epp Bedeutung zu verschaffen, indem er eine Schrift über Daniel und die Offenbarung verfaßte, in der er die gesamte Christenheit als dem Verderben anheim gefallen erklärte und ankündigte, daß in den nächsten Jahren der Herr kommen werde, um sein Reich zu vollenden und daher sei es die Pflicht seiner wenigen wahren Kinder, als seine Brautgemeinde nach dem in der Offenbarung erwähnten Bergungsort zu flüchten. Derselbe sei aber nicht im Westen zu suchen, sondern im Innern Asiens. Obschon das Werk den Verfasser als einen höchst mangelhaften Autodidakten verrät, so imponierte es doch durch die Bestimmtheit seiner Behauptungen vielen in den Gemeinden, welche sonst nüchtern und besonnen waren. Es scharten sich um Epp an der Wolga an 100 Familien und ebenso viele sammelten sich an der Molotschna um einen Ältesten Peters. Letztere separierten sich sehr entschieden von den andern und konstituierten sich zu einer eigenen **„Auszugsgemeinde."** In einer Erklärung über diesen Schritt sagten sie, daß, da Christus der Seinen König ist, dieselben keiner Staatsgewalt dienstbar untergeordnet stehen, auch nicht in der gelindesten Form. Im vollkommenen Reiche Christi bedarf es keiner weltlichen Gesetze. Andererseits heißt es auch wieder, daß sie die bestehende Obrigkeit anerkennen,

daß sie aber kein obrigkeitliches Amt irgend welcher Art bekleiden wollen. Sie beschuldigten die andern, daß diese durch Übernahme des Staatsdienstes Landeskinder geworden wären; sie dagegen wollten nur geduldete sein; denn Rechte geben auch Pflichten. Da ihr Ziel nach dem Inneren Asiens stand, so sandten sie Deputierte nach Turkestan ab, und obschon diese dort keine festen Verhältnisse vorfanden, so entschloß man sich doch, dorthin auszuwandern, einen Weg von 6000 Werst. Sehr traurig war es, daß die neuen Auswanderer die Dableibenden überaus scharf verurteilten, sie als Babel u. s. w. bezeichneten und zwischen Eltern und Kindern, Verwandten und Freunden höchst peinliche Spannungen herbeiführten. Die russische Regierung aber hatte für ihre Bitten kein Ohr, ihnen dort volle Freiheit von jeglichem Staatsdienste zu garantiern und schließlich reisten sie ab, ohne über diesen Punkt zur Klarheit gekommen zu sein, — trotz allen privaten und öffentlichen Warnungen.

82.

Ansiedlung bei Taschkend und in Chiwa. Unter vielen Mühseligkeiten erreichten die einzelnen Gruppen Taschkend. Man machte die Reise per Wagen. Manche wurden vom Winter überrascht und hatten viel zu leiden. Eine Reihe Kinder erlagen den Strapatzen. Die Gegend um Taschkend steht nun wohl erst seit kurzem unter russischer Herrschaft, und Militärzwang ist dort noch nicht eingeführt, aber kein Beamter konnte ihnen versprechen, daß sie bei Einführung allgemeiner Rekrutenpflicht frei ausgehen würden. Sonst begünstigte man eine mennonitische Niederlassung. Etwa die Hälfte der Ausgewanderten entschloß sich, dort zu bleiben und um dieselben Freiheiten zu bitten, welche ihre Brüder daheim besaßen. Sie zogen 300 Werst nordwestlich von Taschkend und gründeten bei **Aulieata** mehrere Dörfer. Die andern wollten von so einem

matten Ausgang der Sache nichts wissen, da ihnen jeder Staatsdienst als eine Verleugnung ihres Bekenntnisses erschien. Auf speziellen Beistand des Herrn wartend, zogen sie in Buchara hinein, wurden aber auf das Geheiß des Emirs zurückgetrieben. Darauf ließen sie sich auf einem Grenzstreifen nieder und begannen sogar den Bau von Erdhütten (Semlanken). Abgesandte Soldaten warfen jedoch eine Reihe derselben zu, beschädigten die andern und hießen sie fortziehen. Trotzdem bestand man darauf, hier bleiben zu wollen, als dem vom Herrn ihnen angewiesenen Bergungsort. Zu lange, meinten einige, hätte man sich schon um weltliche Behörden gekümmert. Die Lage wurde jedoch eine verzweifelte, und so suchten manche nach einem Ausweg. Eine von einem russischen Beamten hingeworfene Bemerkung, sie sollten nach Chiwa gehen, erschien einigen wie ein Fingerzeig von oben, und so ging die Gruppe in zwei Teile auseinander. Auf Kamelen reitend, vorbei an tiefen Abgründen, und dann den Amu auf Schiffen hinabfahrend, gelangte der eine Teil nach **Chiwa.** Aber die auf der Grenze zurückgebliebenen kamen auch bald zu der Einsicht, daß sie sich wohl eher etwas vom Herrn ertrotzen wollten, als daß sie unter seiner unmittelbaren Leitung ständen, und so zogen auch sie langsam nach Chiwa. Hier nahm sie der Chan bereitwillig auf, natürlich ohne weiteres als seine Unterthanen, was sie verpflichtete, gewisse Tage im Jahre für ihn zu arbeiten. Sie legten leider ihre Ansiedlungen zuerst auf zu niedrigem Lande an, so daß sie bald umbauen mußten. Dann aber fiel das dortige Raubgesindel über sie her, schlug ihre Häuser ein, nahm das Wertvollste mit, trieb die Pferde fort und wollte auch Frauen und Mädchen entführen. Einige Männer wurden sogar erschlagen und andere verwundet. In vielen Fällen hätten die feigen Rotten mit einigen Peitschenhieben verjagt werden können,

aber die Ansiedler blieben hier ihrem Grundsatz von der Wehrlosigkeit bis auf den Buchstaben getreu und sahen oft ruhig zu, wenn die Turkomanen Kisten und Körbe ausraubten. Auch hier wurde die Lage eine verzweifelte, und viele kamen zu der Einsicht, daß sie eigene Wege gegangen seien, und so nahmen sie gerne die Hand der Hilfe an, welche ihnen von amerikanischen Brüdern geboten wurde. An 30 Familien blieben jedoch in Chiwa und ließen sich in einem dem Chan gehörenden Garten nieder. Epp blieb bei ihnen und verstieg sich zu den überspanntesten Phantastereien; er wollte lebendig in den Himmel fahren 2c. Die guten Leute wollten hier bei **Ak Metsched** einige Jahre rasten und dann weiter ziehen. Letzteres hat sich jedoch noch nicht machen lassen. Ihre Lage ist kümmerlich. Die Lehmwände des Gartens sind nachgerade verfallen und die Aprikosenbäume abgestorben. Der Boden ringsherum besteht aus Sumpf und Sand und muß künstlich bewässert werden. Sie haben zusammen an fünf Desjatinen gutes Land zu Kartoffel- und Gemüsebau, müssen dafür aber hohe Pacht zahlen. Im Jahre 1899 waren es 37 Familien, die dort wohnten. Sie hausen zusammen auf einem Hof in niedrigen, ungesunden Lehmhütten. Ihre Seelenzahl betrug 140, auf dem Kirchhof lagen 132. Das enge Zusammenleben ist für die Jugend höchst nachteilig. Das Volk des Landes ist sittlich tief verkommen. Die Ansiedler verkaufen ihnen Handarbeiten — Tischler- und Strickwaren.

83.

Nachwort. Sehr naturgemäß ist diese eigentümliche Auswanderungsgeschichte recht verschieden beurteilt worden. Die Entschlossenheit dieser Leute, für ihr Bekenntnis jedes Opfer bringen zu wollen, stach einerseits merklich ab von der Gleichgiltigkeit und Bequemlichkeitssucht, in der so viele mennonitische Kreise ihre angestammten Eigentüm-

lichkeiten fahren lassen. Anderseits mußte sich jedoch jedem Tieferdenkenden die Einsicht aufdrängen, daß die Bewegung an Überspanntheit litt. Das zeigte die scharfe, summarische Verurteilung aller andern, in der sich viele dieser Emigranten gefielen; ebenso der Fanatismus anderer, welche alle Erbauungsbücher verbrannten, besonders aber die drei Haupterkenntnispunkte, in welchen sie zunächst alle überein stimmten: 1. Sie seien die Brautgemeinde der letzten Zeit; 2. Asien sei der Bergungsort derselben; 3. Jetzt, gerade jetzt, sei die Zeit der hereinbrechenden Vollendung des Reiches Gottes. Das sind Sätze, welche sich als höchst angreifbar ausnehmen im Blick auf die vielen, treuen Jünger Christi in nicht mennonitischen Kreisen, dann darauf, daß es noch nicht ausgemacht ist, ob der betreffende Bergungsort lokal zu fassen ist oder nicht, 1. Matth. 24, 31 und schließlich darauf, daß zu genaue Zeitberechnungen im Widerspruch mit den Worten des Herrn stehen. Jedenfalls haben viele dieser Ausgewanderten durch ihre schweren Erfahrungen manche Förderung ihres innern Lebens gewonnen; trotzdem aber kann eine nüchterne Beurteilung meistens nur negative Lehren aus der ganzen Bewegung ziehen. Das wären hier: 1. Ein zu hoch gehendes kirchliches Selbstbewußtsein rächt sich bitter durch die Erfahrung eigener Schwachheiten. So standen sich die Glieder der Auszugsgemeinde in Asien bald so scharf gegenüber, daß sie sich untereinander die Seligkeit absprachen. 2. Wir sollen auch nicht über Gottes Wort hinauswollen. Das lehrt uns ein Tragen anderer, welche den eigenen Erkenntnisgrad noch nicht haben. 3. Ein Christ hat seine Wehrlosigkeit nicht soweit auszudehnen, daß er nicht mithelfen sollte, dem Bösen in der Welt, um ihn herum Schranken zu ziehen. 4. Es ist überaus wichtig, daß wir uns eine richtige Erkenntnis biblischer Wahrheiten aneignen. Es war viel Irrtümliches in den Auffassungen, für welche die

Auszugsgemeinde so große Opfer brachte. Viele büßten ihr Vermögen ein, — und weiter denke man an die Reisestrapatzen, denen Frauen und Kinder erlagen, und dann an die Entbehrung geordneter kirchlicher Verhältnisse bei so vielen, welche eher andern folgten, als eigene Festigkeit in der Sache besaßen. Schwer haben sie und ihre verwandtschaftlichen Kreise daheim dafür gebüßt, daß die Gemeinden in Rußland eben so wie die Mennoniten sonstwo meistens zu lässig dafür gesorgt haben, daß unserm Volk ein allseitiger Unterricht in der Heilslehre dargebracht würde. Wie leicht können schwach und schief gebildete Autodidakten bei den Mennoniten zu einer Führerrolle kommen und mit Geld und Vermögen operieren, das wahrlich oft besser verwendet werden könnte. Endlich rächte sich in der asiatischen Auszugsbewegung auch der Irrtum, daß die Mennoniten infolge ihrer staatlichen Sonderstellung ohne weiteres einen alle andern überragenden Teil der Kirche bilden. Zu sehr meinte man, von vorherein das schon zu sein, was man noch erst zu erstreben hatte.

84.

Das Missionsinteresse ist in den letzten 30 Jahren sehr erfreulich gewachsen. Im Jahre 1881 kehrte Missionar Dirks von Sumatra zurück und übernahm das Ältestenamt an der Gemeinde zu Gnadenfeld und den Posten eines Missionsreisepredigers. Dadurch kam es in der Missionssache zu einer wesentlichen Verjüngung und Belebung. In allen Gemeinden, auch da, wo man früher von so etwas nichts wissen wollte, wurden nun Missionsfeste gefeiert und es entwickelte sich eine rege Opferwilligkeit für die Not der Heidenwelt, besonders auch bei manchen der zu bedeutendem Vermögen gelangten Gutsbesitzer. Ebenso fanden sich junge Kräfte, welche sich persönlich dem heiligen Werke zur Verfügung stellten und in Barmen, Chrischona und

in Holland für den Missionsdienst vorgebildet wurden. Im ganzen haben sich die alten Gemeinden an das taufgesinnte Missionskomitee in Amsterdam angeschlossen und dieses operiert schon seit Jahren vorwiegend mit russischen Arbeitern und russischem Gelde. Im Jahre 1888 ging Missionar Nikkel nach Sumatra; im Jahre 1889 Missionar Wiebe auch nach Sumatra. Er legte eine neue Station bei Muari Sipongi an. Im Jahre 1888 ging Missionar Fast nach Java. Er heiratete eine Tochter des alten holländischen Missionars Janß. Im Jahre 1893 folgte ihm Missionar Hübert und 1899 Missionar Klassen. Somit stehen auf Java drei und auf Sumatra zwei russische Missionare. Die Brüdergemeinde schloß sich in ihrem Interesse für Heidenmission mehr den Baptisten an. Von ihnen ging Missionar Friesen nach Britisch-Indien und legte bei Nalgonda eine eigene Station an. Obschon geschäftlich mit der Behörde der amerikanischen Baptisten-Mission verbunden, baut er hier doch mit gutem Erfolg eine Gemeinde nach mennonitischen Grundsätzen auf. Auch aus Amerika geht ihm Unterstützung zu. Den Gemeinden daheim ist aber durch ihre rege Beteiligung an der Missionssache viel Segen erwachsen, — viel Anregung, auch für die eigene kirchliche Versorgung mehr Opfer zu bringen.

85.

Die Bundeskonferenz. Es lag in der Natur der Sache, daß sich die verschiedenen mennonitischen Gemeinden in Süd-Rußland, in Polen und an der Wolga zu einer gewissen Gesamtkörperschaft vereinigten, um ihre gemeinschaftlichen Interessen zu besprechen und namentlich der Regierung gegenüber dieselben einheitlich zu vertreten. Im Jahre **1883** traten die Ältesten und Prediger aller Gemeinden zu einer „Bundeskonfereenz“ zusammen, welche

seitdem jährliche Sitzungen abhält und deren Beamte die Mennoniten in Rußland der Regierung gegenüber zu repräsentieren haben. Damit kam der seit 1850 existierende „Kirchenkonvent“ zum Abschluß. Aber auch in der neuen Konferenz haben Gemeindebrüder keine Stimme, ein Beweis, wie sehr den russischen Mennoniten der umfassende Begriff des Gemeindechristentums abhanden gekommen ist. Auch sonst nimmt sich der Parlamentarismus der Verhandlungen nur dürftig aus. Um so sympatischer dagegen muten uns die grundlegenden Beschlüsse der ersten Sitzung an. Da heißt es, in den Hauptsachen wolle man Einheit pflegen, in den Nebensachen dagegen Freiheit lassen. Die gegenseitige Gastpredigt wurde sehr empfohlen. Gläubige Christen anderer Konfessionen, heißt es, wolle man gern als Geschwister im Herrn anerkennen, es aber dem Gewissen eines jeden anheim geben, wie weit er mit ihnen Gemeinschaft pflegt und etwa mit ihnen das heilige Abendmahl unterhält. Dem Jugendunterricht soll besondere Sorgfalt zugewendet werden. Eine theologische Lehranstalt wird sehr entschieden angestrebt. Jungen Leuten, welche mit ihrem Staatsdienst noch nicht im reinen sind, wird vom Heiraten abgeraten, und solchen die Trauung verweigert, welche im aktiven Dienst stehen, um so nicht gegen die Gesetze zu verstoßen. Vergnügungen, welche einem heiligen Leben zuwider sind, sollen nicht erlaubt sein — als Kartenspielen, Polterabendscherze, unanständiger Gesang und unpassende Deklamationen, Tanzen und das Abfeuern von Schießgewehren. Ausgeschlossene Brüder sollen in keiner Gemeinde Aufnahme finden. Besondere Schwierigkeiten machen der Konferenz die Forsteien und die kirchliche Versorgung der Jünglinge auf denselben, indem es namentlich oft recht schwer ist, zwischen der kirchlichen und bürgerlichen Disciplin die richtige Linie festzustellen. Man sieht, wie rege sich die Konferenz mit den Pflichten der Selbsterhaltung der Gemeinden

beschäftigt und wie sich in ihr eine hoffnungsreiche Verjüngung kirchlicher Interessen Bahn bricht. Offiziell gehört die Brüdergemeinde der Bundeskonferenz noch nicht an.

86.

Das Schulwesen lag bis um 1870 so ziemlich ganz in den Händen mennonitischer Beamten. Im J. 1881 ging seine Leitung jedoch in direkt russische Aufsicht über. Nur der deutsche und religiöse Unterricht wird von einer Vertrauensperson der Gemeinden überwacht. In jedem Dorf und Chutor befindet sich eine Volksschule, welche von einem fachmäßig vorgebildeten Lehrer geleitet wird, welcher in deutscher und russischer Sprache Unterricht erteilt. Der Schulbesuch ist obligatorisch bei allen Kindern vom 7. bis 14. Lebensjahre. Die einzelnen Schulen zählen bis zu 100 Schülern. An einigen derselben sind auch schon neben den deutschen russische Lehrer angestellt und da die Anstellung der Lehrer wesentlich in den Händen des russischen Inspektors liegt, so steht eine Erweiterung dieser Einrichtung in Aussicht. Die Lehrer an den Dorfschulen haben Wohnung, Gartenland und etwa 500 Rubel Gehalt per Jahr. Die Schulzeit im Jahr beträgt 8 Monate. Für höhere Bildung sorgen Centralschulen mit einem 3jährigen und für die spezielle Heranbildung von Lehrern ein Pädagogium mit einem noch zweijährigen Kursus. Auf beiden Schulen ist etwa ein Drittel der Zeit dem deutschen Unterricht eingeräumt, so daß deutsche Sprache und Litteratur, ebenso biblische Geschichte, Bibelkunde und Kirchengeschichte in einer, deutschen Lehrseminarien ähnlichen Art, getrieben werden kann; ebenso die speziell pädagogischen Zweige. Die Lehrer an diesen Schulen sind auf Seminarien und Universitäten Deutschlands und der Schweiz vorgebildet. Manche unter ihnen, wie Lenzmann, Neufeldt, Unruh, haben sich bereits große Verdienste um das Schul-

wesen der Kolonie erworben. Auch der russische Unterricht an diesen Schulen wird teilweise von mennonitischen, auf russischen Universitäten vorgebildeten Kräften, erteilt, — so von Neufeldt in Chortitz. An Gehalt beziehen diese Lehrer jährlich von 1000—1200 Rubel. An allen Schulen sind Stipendien für arme Schüler eingerichtet, welche sich durch die Benutzung derselben nur verpflichten, der Kolonie etwa 6 Jahre als Lehrer zu dienen. Wer den Kursus der Hochschule absolviert, gewinnt dadurch Vorteile bei der Ableistung des Staatsdienstes. Viel Sorge um ihr Schulwesen machen den Gemeinden die recht schnell auf einander folgenden obrigkeitlichen Verfügungen, welche oft die Deutschen und religiösen Interessen der Schule übersehen. Auch die Erlaubnis zur Errichtung einer theologischen Schule ist noch nicht erhalten worden. Zudem wird in manchen Familien das Russische stärker gepflegt, als es im Interesse der Gemeinden vorläufig ersprießlich ist; denn zunächst ist die kirchliche Zukunft der Mennoniten in Rußland noch mit der Pflege der deutschen Sprache eng verwachsen.

Ueberblicken wir die Geschichte der russischen Mennoniten, so notieren wir folgende besondern Züge derselben:

1. Zunächst bildet das Mennonitentum in Rußland eine Fortsetzung des preußischen und trägt daher, wie dieses, auch heute noch manchen Zug holländischer Art an sich. In kirchlicher Beziehung war es längere Zeit von den preußischen Gemeinden abhängig. Von dort erhielt es Rat und Weisung; ebenso manche gebildete Lehrer und Prediger. Zur evangelischen Kirche Rußlands unterhielten die Gemeinden so gut wie gar keine Beziehungen. Sie standen also nach außen hin recht abgeschlossen da, und das bewirkte bald kirchliche Monotonie.

2. Von Anfang an trug das mennonitische Gemeinwesen in Rußland fast mehr einen kolonial-wirtschaftlichen

Charakter an sich als einen kirchlichen. Ihr Wirtschaftsbetrieb machte von sich reden; ihre Kultur mehr als ihr Kultus. Die eingegangene Verpflichtung, nicht nach außen hin zu wirken, gab ihm etwas Konventikelhaftes und trug dazu bei, das religiöse Interesse in den Hintergrund zu schieben.

3. Die Sonderstellung der Mennoniten in Rußland mit den auf die natürliche Nachkommenschaft sich vererbenden Privilegien schuf aus ihnen von vornherein eine Art Volkskirche. Somit mußten die kirchlichen Riten auch einen bürgerlichen oder staatlichen Wert erhalten, eine Einrichtung, welche den fundamentalsten Grundsätzeu unserer Gemeinschaft widerspricht. Daher wurden die Glaubensbekenntnisse im praktischen Leben sehr abgeschwächt. Da sie aber theoretisch zu Recht bestandeu, so kam es zu Reaktionen recht heftiger Art in den separatistischen Bewegungen, ohne daß man mit diesem Punkt ins reine gekommen ist.

4. Als Volkskirche lagen die russischen Mennoniten aber für die in den mennonitischen Bekenntnissen und Traditionen ruhenden sittlichen Lebenskräfte ein schwerwiegendes zeugnis ab. Wie selten eigentlich — wo — stand ein Mennonit vor dem Kriminalgericht! Was christliche Familiensitten und ein moralisch gesunder Ton im Dorfleben für eine Macht sind, das beweisen die sittlichen Zustände in den mennonitischen Kolonien. Auch da ist leider vieles nicht richtig, auch da ist Unzucht und Unehrlichkeit und viel Jagen nach irdischem Gut zu finden, — aber für solche Dorfgeschichten, wie sie Horn und Glaubrecht geschrieben haben, ist hier wenig Material aufzutreiben.

5. Für den ganzen Süden Rußlands sind die mennonitischen Kolonien ein Segen geworden. Schon äußerlich. Tausende von Russen haben hier Brot und Verdienst gefunden, haben hier arbeiten und wirtschaften gelernt. Tausende von Bettlern sind hier gespeist und gekleidet worden — und

werden das heute noch. In dieser stillen Weise, die Gott sehen und lohnen wird, haben viele den Trieb, nach außen hin dem Herrn zu dienen, in geräuschlosester Weise zum Ausdruck gebracht und Missionsarbeit edler Art gethan.

6. Für den Bekenntnispunkt der Wehrlosigkeit haben die russischen Mennoniten große Opfer gebracht. Ihn nicht anzutasten, blieben sie von Staatsämtern fern, wo andere Deutsche zu so hoher Auszeichnung gekommen sind. Das tiefe Bewußtsein von diesem Erkenntnisgut wirkte sich sodann aus in der Massenauswanderung nach Amerika, ein Ereignis, das der ganzen gebildeten Welt diese Eigenart der Mennoniten vorführte, indem alle Zeitungen davon Notiz nahmen. Und die Dortgebliebenen legen heute noch durch ihren mit vielen Opfern verbundenen Forstdienst davon Zeugnis ab, wie zäh sie an diesem Grundsatz festhalten. Da nun die amerikanischen Mennoniten wegen dieses Punktes keine Belästigung erfahren, die holländischen und süddeutschen ihn aber fallen gelassen haben und die preußischen nur noch wenig daraus machen, so stehen die russischen Mennoniten in dieser Hinsicht recht ehrwürdig da und verdienen sicherlich die Sympathie aller ihrer Gesinnungsgenossen.

7. Die Art und Weise, wie die russischen Mennoniten nach manchen Zwisten in dieser Hinsicht, die Versorgung ihrer armen Familien, und dann der jüngern Generation überhaupt, betreiben gelernt haben, zeigt einen unserer Gemeinschaft wesentlich inhärierenden Zug des praktischen Christentums, der ihnen zur besondern Zierde gereicht. Was man sonst als eine neu entdeckte Forderung des kirchlichen Lebens hinstellt und als eine besondere Auswirkung der christlichen Religion bespricht, das üben unsere russischen Brüder geräuschlos als eine selbstverständliche Sache. Mit Recht dürfen sie in dieser Beziehung als ein Vorbild erscheinen.

8. Infolge der mangelhaften Freiheit in Rußland, auf dem Gebiet der Schule und Litteratur zu wirken, sind die russischen Mennoniten bezüglich ihrer kirchlichen Versorgung wesentlich vom Auslande abhängig. Ihre kirchlichen Kräfte müssen vielfach im Auslande gebildet, manche ihrer kirchlichen Interessen in ausländischen Zeitungen besprochen werden. Das wird sein Gutes haben, muß aber mit der Zeit die eigene Eigentümlichkeit bedrohen. Der Eintritt kirchlicher Zerfahrenheit und Verschwommenheit muß da befürchtet werden. Es wird auch für die dortigen Gemeinden keine leichte Sache werden, die ererbten confessionellen Eigentümlichkeiten zu bewahren.

9. Die Möglichkeit besonders, daß die russischen Mennoniten im Laufe der Zeit das Deutsche verlieren und die russische Sprache als Verkehrs- und schließlich auch als Kirchensprache werden gebrauchen müssen, schließt Fragen und Aufgaben in sich, die sich jetzt noch nicht übersehen lassen. Wie dem gesamten Protestantismus in Rußland, so gilt namentlich auch den dortigen Mennoniten die Mahnung: „Halte, was du hast, damit niemand deine Krone nehme."

Statistik.

Behufs allgemeiner Orientierung sei hier die in letzter Zeit erreichte Statistik unserer Gemeinden beigefügt:

	Glieder.
In den Niederlanden zählen die Gemeinden ca	40,000
In West- und Ostpreußen zählt man 19 Gemeinden mit ca.	6,800
In den norddeutschen Städten 11 Gemeinden mit ca.	1,400
In Süddeutschland an 40 Gemeinden mit ca	3,800
In der Schweiz an 9 Gemeinden mit ca	800
In Frankreich an 6 Gemeinden mit ca	900

In Rußland zählt man an 42,000 getaufte Glieder der mennonitischen Gemeinschaft. Davon wohnen die meisten im südlichen Rußland, etwa 1800 an der Wolga, an 400 in Russisch-Polen, an 1000 bei Orenburg, 500 bei Aulieata und 100 in Chiwa.

Die Mennoniten in Amerika werden auf 140,000 geschätzt. Hier fehlt es aber an einer zuverlässigen Statistik.

Inhaltsverzeichnis.

Geschichte der Mennoniten in den Niederlanden.

Geschichte der Mennoniten in Preußen.

Geschichte der Mennoniten in Rußland.